

Meine Lebensgeschichte (2. Teil)

Von der Familiengründung in Südrussland bis zur erzwungenen Ausreise nach Deutschland am Ende des Ersten Weltkriegs

Von Gottlieb Schaad¹

Auf der Suche nach einer Frau zum Heiraten

Da es mir in geschäftlicher Beziehung ganz zufriedenstellend ging und ich schon bald 30 Jahre alt geworden war, so war für mich die Zeit gekommen, dass ich auch einmal ernstlich Umschau hielt unter den Töchtern des Landes. Selbstverständlich hatte auch ich schon in den jüngeren Jahren eine Anzahl „Schwärme“, auch da und dort etwas ernstere Absichten mit mir herumgetragen, aber nirgends fasste ich festen Fuß. Es klappte so oder anders nicht. Keine meiner Bekanntschaften hatte einen so nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht, dass ich mir hätte sagen können: „Die oder keine andere!“ Wohl kam mir auch der Gedanke an meine Cousine Emilie Heinrich, aber so sehr mein Herz sich damit auch befreundete, noch mehr war mein Verstand dagegen. Was mir über die Folgen der Verheiratung unter Näherverwandten bekannt war und namentlich was ich an Beispielen, besonders bei mennonitischen Familien, kennenlernte, war nicht dazu angetan, mich ohne Weiteres über die Gefahren einer Verwandtschaftsehe hinwegzusetzen, ich sagte mir: „Es darf nicht sein!“ Die Zuneigung zu meiner Cousine, die ohnehin mehr eine geschwisterliche war, suchte ich darum so weit einzudämmen, dass das herzliche Verhältnis, wie es von Jugend auf zwischen uns war, bestehen bleiben konnte.

Wie bereits erwähnt, war mein Freund Jakob Schwartz bald nach seiner Verheiratung nach Berdjansk übersiedelt.² Desgleichen war mein Schwager Bossert einem Rufe an die Kirchenschule nach Berdjansk gefolgt, und Schwager und

Schwester Christine wohnten nun auch dort. So hatte ich Veranlassung, in Berdjansk öfters einmal Besuche zu machen, ohnehin hatte die Molotschna sehr regen Verkehr mit dieser Hafenstadt.³ Gelegentlich dieser Besuche wurde ich auch näher mit der Familie Matthias bekannt, ich war des Öfteren mit Schwartz bei ihnen zu Tisch und lernte so auch die Tochter des Hauses, meine einstige Brautschwester näher kennen. Auch bei Schwartz' trafen wir uns einige Male, so wurden Ausflüge gemacht in Gesellschaft, Bootspartien am Abend bei Mondschein auf dem Meer, wobei es immer sehr lustig zuging. Witwe Matthias und Söhne hatten auch in Berdjansk zwei größere Weingärten, auch dahin wurden gesellschaftliche Partien unternommen, wobei manches Mal auch ein bisschen getanzt wurde. Otto Matthias, der Chef des Hauses, ein eingefleischter Junggeselle, machte allerdings selten oder nie mit, getanzt hat er in seinem Leben überhaupt niemals, ebensowenig hat er je im Meer ein Bad genommen. Ein jüngerer Bruder von ihm, Ernst, der gleichfalls unverheiratet war, lebte die meiste Zeit in der Krim auf dem Matthias'schen Gut Kopsell. Er war leider sehr stark dem Trunk ergeben, namentlich trank er sehr viel Wein, ich sah ihn selten nüchtern. Der älteste der Brüder, Eduard, war verheiratet und hatte schon eine größere Familie. Der jüngste Bruder Hermann, der Sympathischste von allen, das jüngste Kind überhaupt, war etwa 19 Jahre alt. Otto und Hermann Matthias waren leidenschaftliche Jäger, namentlich Hermann huldigte diesem Vergnügen schon in jungen Jahren mit großer Hingabe. Dabei war er ein echter Waidmann. Da auch ich gern jagte, so machte ich mit den beiden gelegentlich auch eine Jagdpartie mit.

¹ Der Abdruck der Anfang der 1930er-Jahre verfassten Lebenserinnerungen von Gottlieb Schaad erfolgt mit freundlicher Genehmigung seiner Enkelin Christiane Lohkamp, Stuttgart – im Einvernehmen mit allen noch lebenden Enkeln.

² Vgl. dazu: Gottlieb Schaad: Meine Lebensgeschichte (1. Teil). Erinnerungen an die südrussische Heimat. – In: BJB 23, 2015, S. 54.

³ Vgl. dazu: Ebd., S. 22 f.

Es waren also recht viele Anziehungspunkte bei der Familie Matthias für mich da; und als ich gar den Eindruck gewonnen hatte, dass die Tochter des Hauses mich nicht ungern sah, und da auch ich nicht abgeneigt war, ihr näher zu treten, so entwickelte sich zwischen uns allmählich ein Verhältnis, das auf gegenseitiger Sympathie und Achtung beruhte. Als ich jedoch erfuhr, dass eine Schwester von ihr, Klara, mit 20 Jahren an galoppierender Schwindsucht gestorben ist, kamen mir sehr starke Bedenken. Erst als ich sah, dass die zwei Kinder ihrer Schwester Anna, der Frau Schwartz, die gleichfalls eine sehr zarte Erscheinung war, sich prächtig entwickelten und scheinbar ganz gesund waren, entschloss ich mich, mit meiner Werbung vollen Ernst zu machen. Im Sommer 1889 war ich wieder einmal zu Besuch in Berdjansk. Ich vertraute mich zunächst meinem Freunde Schwartz und dann auch dessen Frau an. Die waren nicht besonders überrascht, Schwartz meinte, er hatte das schon kommen sehen. Als sich dann bei einem Ausflug in den Weingarten eine günstige Gelegenheit bot, erklärte ich mich Fräulein Emilie. Ein Blick in ihre Augen verriet mir, noch ehe der Mund das Ja aussprach, wie es ihr ums Herz war.

Ich bin ehrlich genug, zu sagen, dass die Neigung, die ich bisher zu Fräulein Matthias hatte, nicht die rechte, echte, glühende Liebe war, wie ich sie in jüngeren Jahren erträumt hatte, und dass viel die äußeren Umstände dazu beitrugen, mich zu dieser Verbindung geneigt zu machen. Als ich aber nach meinem Antrag in ihren Augen, die der Spiegel ihrer Seele waren, lesen konnte, dass sie mich liebte, da zuckte auch durch mein Herz ein göttlicher Funken Liebe, und die Treue, die ich ihr gelobte, habe ich gehalten. Als Verlobte kehrten wir zu der Gesellschaft zurück, bekannt gegeben wurde das aber noch nicht. Am nächsten Tage machte ich der Mutter einen offiziellen Besuch und brachte meine Werbung bei ihr vor. Sie gab ihren Segen dazu, und so wurde dann unsere Verlobung allen Verwandten kundgegeben. Da ich schon unverhältnismäßig lange von zu Hause, von Prischib, weg war und man mich dort bereits sehr erwartete, so telegraphierte ich, dass ich mir einen Fuß verstaucht hätte und darum noch einige Tage bleiben müsste, bis ich nach Hause kommen kann. Von meinen Angehörigen wusste niemand etwas Bestimmtes über meine Absichten. Ich sprach nicht viel da-

von, da ich lange Zeit ja selber im Unklaren darüber war. So erfuhren meine Mutter und meine Schwestern erst davon, als ich nach Hause kam. Ich musste aber zu meiner Überraschung erleben, dass meine Schwestern mir sagten: Das mit dem verstauchten Fuß hätten sie gleich nicht geglaubt.

Dass von nun ab ein recht reger Briefwechsel mit Berdjansk einsetzte, lässt sich denken. Die Brautzeit ist die schönste Zeit für zwei junge Menschen, die sich zusammengefunden haben und fürs Leben angehören wollen. Während ich immer recht umfangreiche Briefe schrieb, die auch schwärmerische, poetische Ergüsse enthielten, waren die kleinen, zierlichen Briefchen meiner Braut wenig umfangreich. Sie war keine große Schriftstellerin, was seine Erklärung darin findet, dass sie doch ihr Schriftdeutsch im russischen Gymnasium erlernte und so naturgemäß ihr Deutsch nicht vollkommen war. Dafür schmückte sie aber alle ihre Briefe mit selbst getrockneten Blumen, was sie meisterlich verstand, wie sie überhaupt für Malerei und Zeichnen bei ausgesprochenem Farben- und Formsinn Begabung hatte.

Verschiebung der Hochzeit

Unsere Hochzeit wurde auf den 28. Oktober, meinen Geburtstag, des gleichen Jahres 1889 festgelegt. In der Zwischenzeit war ich mehrere Male zu Besuch in Berdjansk. Auch reiste ich mit meiner Braut und ihrer Mutter auf deren Wunsch mit nach Charkow zum Einkauf der Aussteuer. Der Weg ging über Prischib, da Berdjansk damals noch keine Bahn hatte. Ich holte Schwiegermutter und Braut mit einem Verdeckwagen in Berdjansk ab nach Prischib, wo wir einen Tag blieben und dann nach Charkow abfuhrten. Von dort zurückgekehrt, begleitete ich Mutter und Tochter wieder nach Berdjansk. So verging die Zeit, der 28. Oktober rückte immer näher, alle Vorbereitungen, auch bei uns im Hause, waren getroffen worden, die Hochzeitseinladungskarten waren längst ausgesandt, Brautjungfern und Brautführer geladen, unter Ersteren auch meine Cousine Emilie. Zwei Tage vor dem Hochzeitstermin fuhr ich ab nach Berdjansk. Meine Mutter und sonstige Angehörige sollten am Tage vor der Hochzeit in Berdjansk eintreffen. Die Vorbereitungen zur Hochzeit waren in Berdjansk bereits so ziemlich

beendet, als ich eintraf. Ich musste aber wahrnehmen, dass meine Braut recht angegriffen aussah. Sie hatte sich wohl etwas zu viel zugemutet bei diesen Arbeiten. Mein Absteigequartier hatte ich bei meiner Schwester Christine Bossert.⁴ Als ich am nächsten Tage nach meiner Ankunft morgens wie erwartet gegen neun Uhr im Matthias'schen Hause eintraf, begrüßte mich Frau Matthias. Auf meine Frage nach meiner Braut kam es langsam, zögernd heraus, dass Emilie schwer erkrankt sei!

Allmählich bekam ich dann auf meine dringenden Fragen die volle Wahrheit zu hören. Sie war schrecklich für mich. Meine Braut hatte, nachdem ich abends schon weggegangen war, noch etwas auf der Nähmaschine nähen wollen. Die Handnähmaschine, die zufällig auf dem Fußboden stand, hob sie auf und stellte sie auf den Tisch. Diese Anstrengung brachte die Katastrophe, einen Lungenblutsturz. Der sofort herbeigerufene Hausarzt verordnete größte Ruhe und Schonung, da die Erkrankung sehr ernst sei. Die erste Begegnung mit meiner Braut bleibt mir für immer unvergesslich. Der liebevolle, wehmütig

ängstliche Blick ihrer Augen hat mich tief erschüttert. Ich tröstete sie so gut ich konnte und versicherte ihr meine unwandelbare Liebe und Treue. Das war Balsam für ihre gequälte Seele und wirkte auch sonst günstig auf ihren Gesundheitszustand. Es mussten nun sofort alle zur Hochzeit geladenen Gäste verständigt werden. Beim Eintreffen meines Telegramms in Prischib waren die erwarteten Gäste aus Preobraschenka, Tante Dorchen und Cousine Emilie, bereits dort eingetroffen, doch war noch niemand aus Prischib abgereist, sodass alle rechtzeitig verständigt werden konnten.

In welcher Verfassung ich mich in jenen Tagen befand, lässt sich denken. So sehr mir mein Verstand auch sagte, dass aus unserer Heirat nichts werden kann, so sehr sagte mir andererseits auch mein Gewissen, dass ich meine Braut unter keinen Umständen aufgeben darf. Ein Zurücktreten von der Verlobung würde wahrscheinlich den Krankheitsprozess beschleunigt und ihre Auflösung herbeigeführt haben. Ich war darum fest entschlossen, mein Treuegelöbnis einzuhalten. Im Familienrat der Matthias' wurde beschlossen,



Blick auf Gursuff auf der Krim um 1900.

⁴ Zu Gottlieb Schaads Schwester Christine siehe: Ebd., S. 24.

die Kranke, sobald ihr Zustand es erlaubt, an die Südküste der Krim nach Jalta zu verbringen. Das geschah dann auch, als sich ihr Zustand erfreulicherweise so gebessert hatte, dass sie die Reise ohne Gefahr bestehen konnte. Sie kam mit ihrem Bruder Ernst nach Prischib, und meine Schwester Lebrechtine, die sich bereit erklärt hatte, mit ihr in die Krim zu reisen und ihr Gesellschaft zu leisten, und ich schlossen uns nun an und so fuhren wir vier etwa Mitte Dezember mit der Bahn bis Simferopol und von dort mit Pferden nach Gursuff an die Südküste. Es wurde der bekannteste deutsche Lungenspezialist in Jalta, Dr. Weber, konsultiert, der sie dann auch während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes im nahe gelegenen Gursuff behandelte. Im Januar besuchte ich meine Braut und mit mir auch Cousine Emilie Heinrich aus Preobraschenka. Wir fanden meine Braut wesentlich gebessert. Ich sprach auch mit Dr. Weber, der die beste Hoffnung für ihre baldige Genesung aussprach. Nach einigen schönen, dort gemeinsam verlebten Tagen fuhren wir beide, Cousine Emilie und ich, nach Hause zurück. Als sich der Gesundheitszustand meiner Braut immer mehr und mehr gebessert hatte und eine vollständige Verkapselung der Lungenwunde eingetreten war, wurde beschlossen, den teuren Aufenthalt in Gursuff abzubrechen, und ich fuhr wieder nach dort und brachte Braut und Schwester auf das bei Sudak gelegene Matthias'sche Gut Kopsell, wo sie beide etwa bis Mitte März 1890 verblieben und dann nach Hause zurückkehrten. Nach ärztlichem Befund war meine Braut so gut wiederhergestellt, dass ihrer Verheleichung nichts mehr im Wege stand, ein entsprechendes Zeugnis darüber hatte Dr. Weber ihr ausgestellt. Tatsächlich war ihr Aussehen ein so gutes, dass alle etwaigen Bedenken schwanden.

Hochzeit und Hochzeitsreise

So wurde erneut unsere Hochzeit auf den 27. Mai 1890 festgesetzt und auch vollzogen. Die schönsten fünf Equipagen Berdjansks mit Schimmeln bespannt brachten uns und die Brautjungfern und Brautführer zur evangelischen Kirche, wo wir von dem gewesenen Missionar, Pastor Wilhelm Heine, getraut wurden. Von den nächsten Angehörigen waren meine Mutter, Bruder Albert und Schwester Lebrechtine aus Prischib, Tan-

te Dorchen und Cousine Emilie aus Preobraschenka gekommen, und Schwester und Schwager Bosser aus Berdjansk anwesend. Bruder Albert war Brautführer, Schwester Lebrechtine und Emilie Brautschwestern. Die Hochzeit verlief sehr schön, es wurde auch etwas getanzt, und am übernächsten Tage reisten wir, zusammen mit allen Gästen, die aus Prischib gekommen waren, nach Hause ab.

Von da begaben wir uns auf die Hochzeitsreise über Wien nach Deutschland in die Schweiz. Auf dem Rückwege aus der Schweiz erledigte ich in Deutschland auch noch geschäftliche Angelegenheiten. Auch in Warschau machte ich geschäftliche Einkäufe auf der Rückreise. Nach einem Monat Abwesenheit kamen wir Anfang Juli nach Prischib zurück. Von der Hochzeitsreise brachten wir schöne Erinnerungen mit nach Hause. Das Schönste von allem aber war und ist eine wundervolle Blumensammlung, die zum Andenken an die besuchten Orte von meiner Frau getrocknet und dann schon auf der Reise kunstvoll arrangiert in ein Heft eingeklebt wurden. Ich schrieb dann stets Ort und Datum, wo die Blumen gepflückt worden waren und sonst noch kurze Bemerkungen dazu. Zu Anfang der Reise führte ich auch ein Tagebuch, doch stellte ich das bald ein, da hierfür nicht genügend Zeit vorhanden war.

Tragische Schicksalsschläge

Es folgte nun eine glückliche Zeit für uns im eigenen Heim. Meine Schwestern, auch die Mutter, nahmen meiner Frau die Bürde des Haushalts fast ganz ab. Ihr zarter Körper war physischen Anstrengungen nicht gewachsen. Von allen meinen Angehörigen wurde sie mit großer Rücksicht und liebevoll behandelt. Am 21. März 1891 wurde uns ein Sohn geboren. Unser Georg erkrankte nach einigen Wochen an einer Darmsache und starb bereits am 21. April desselben Jahres. Im gleichen Jahre nahm ich bauliche Veränderungen vor, indem ich unser Wohnhaus durch Anbau eines Flügels vergrößerte. Auch wurde ein Neubau im Garten als Geschäftshaus für die Buchhandlung begonnen und im Frühjahr 1892 vollendet. Zur Stärkung der etwas angegriffenen Gesundheit meiner Frau verbrachten wir im gleichen Jahre 1892 anderthalb Monate zur Kur auf dem Weißen Hirsch



Das Sanatorium „Weißer Hirsch“ von Dr. Heinrich Lahmann bei Dresden um 1900.

bei Dresden im Sanatorium von Dr. Lahmann.⁵ Die Kur stärkte ihre Gesundheit wieder wesentlich, und frohgemut kehrten wir in die Heimat zurück. Am 4. März 1893 wurde uns das zweite Kind, eine Tochter Erna, geboren, die jedoch schon nach drei Tagen verstarb; der schwache Körper der Mutter hatte ihr nicht genügend Lebensenergien mitgeben können. Von diesem Wochenbett konnte sich meine liebe Frau nicht mehr erholen, ihre Kräfte schwanden zusehends, und am 2. April 1893, hauchte sie schmerzlos in meinen Armen ihren Geist aus. Unsere glückliche, harmonische Ehe, wurde nach so kurzem, kaum dreijährigen Zusammenleben durch den unerbittlichen Tod gelöst. Zu meinem Glück hatte ich Mutter und drei Schwestern zu Hause. Sie führten den Haushalt in gewohnter Weise weiter, ich war also nicht allein und verlassen. Leider war unsere liebe Mutter zu der Zeit schon krank, ein Nierenleiden hatte ihre Gesundheit schon seit Jahren untergraben. Ich brachte sie in Schwester Emmas Begleitung zur Kur in den Kaukasus nach Pjatigorsk, wo die beiden etwa zwei Monate zubrach-

ten. Sichtbar gebessert und gestärkt holte ich Mutter und Schwester im August ab, brachte sie nach Preobraschenka zu Onkel Gottlieb, wo sie noch einige Zeit zu Besuch blieben, während ich nach Hause fuhr. Leider hielt die Besserung der Gesundheit unserer Mutter nicht lange vor. Das Nierenleiden trat wieder heftiger auf, alle ärztliche Kunst versagte, und am 5. Oktober 1893 wurde unsere Mutter in die Ewigkeit abberufen. Sie erreichte nur ein Alter von 57 Jahren. Meine Eltern ruhen beisammen auf dem Prischiber Kirchhof und haben einen gemeinsamen Grabstein.

Ablenkung durch Musik und Jagd

Meine Geschäfte, die mich ohnehin stark in Anspruch nahmen, fesselten mich fortan noch mehr, und ich fand in der Arbeit Ablenkung und Befriedigung. So vergingen die nächsten Jahre. Sie waren aber doch nicht ganz freudlos für mich. Die Musik und die Jagd waren meine schönste Zerstreuung. Obschon nicht selbst ausübender Mu-

⁵ Das von dem Arzt Heinrich Lahmann (1860 bis 1905) im Jahr 1888 eröffnete „Physiatriische Sanatorium“ wurde von zahlreichen Prominenten zur Kurbehandlung genutzt. 1939 zog die deutsche Wehrmacht ein und von 1945 bis 1991 diente es als Lazarett für die Sowjetarmee. Heute wird das Gelände teilweise als Wohnpark genutzt.

siker, liebte und liebe ich doch sehr gute Musik, namentlich Streichmusik. Ein kleiner Kreis meiner guten Bekannten: Dr. Martinson, Dr. Petjkow, Chemiker Petjkow und Lehrer Keller hatten ein Streichquartett gebildet, zu dem gelegentlich, bei Quintetten mit Klavier, auch Frau Musiklehrerin Stein hinzukam. Ich war passives Mitglied dieses Musikkränzchens, avancierte aber schließlich zum Dirigenten, das heißt Taktschläger, was bei schwierigen Einstudierungen häufig unerlässlich war. Die Musikabende, die mir und allen Teilnehmern unvergesslich bleiben, fanden alle Samstagabend statt, und zwar jedes Mal bei einem anderen Mitglied des Musikkränzchens. Leider wurden sie nicht selten dadurch gestört, dass der eine oder der andere der beiden Ärzte für längere oder kürzere Zeit abgeholt wurden zu Kranken. Es wurden ausschließlich klassische Sachen von Beethoven, Mozart, Haydn, Brahms, Schubert und anderen gespielt. Die Abende verliefen immer sehr angeregt, die holde Weiblichkeit der Angehörigen nahm auch immer daran teil, gelegentlich wurde auch politisiert und debattiert über alle möglichen Fragen, Geschehnisse und Bewegungen der Zeit. Kurzum, es war eine schöne, an Anregungen und Genüssen – auch leiblichen – reiche Zeit. Ich rechne diese Abende mit zu den schönsten Stunden meines Lebens.

Zwei der Musiker, und zwar die beiden Brüder Petjkow, waren auch Jäger, und wir machten im Herbst häufig gemeinsame Jagdausflüge auf Rebhühner, Stepphühner (Zwergrappen) und Hasen, einige Male auch in die Plawnja am Dnjepr auf Wildenten, Wildgänse, Schnepfen und sonstiges Wasserwild. Gewöhnlich mieteten wir uns einen russischen Fuhrmann, der auch Jäger war, und der gut bekannt war mit den besten Jagdplätzen. Oft brachten wir reichlich Wild mit nach Hause, manchmal aber fiel die Beute im Ergebnis sehr gering aus, immer aber war die Jagd für uns ein großes Vergnügen und eine gesunde, wohlthuende Ausspannung nach anstrengender Arbeit von Wochen. Ich hatte allerdings auch noch andere Jagdfreunde, ganz besonders mit meinem Freunde Fritz Ullmann war ich viel auf der Jagd.

Ich war leidenschaftlicher Waidmann, kein Aasjäger, wenn auch kein besonders guter Schütze. Beim Durchzug der Waldschnepfen im Oktober hatten wir in den Gärten und Maulbeerhecken der Plantagen, der an der Molotschna gelegenen Dörfer alljährlich für einige Wochen ein

schönes und lohnendes Jagdvergnügen. Der Frühlingsdurchzug der Schnepfen brachte uns selten Jagdbeute. Auch mit Schwager Bossert, der 1893 aus Berdjansk nach Prischib zurück übersiedelte und bei mir in der Buchhandlung tätig war, ging ich öfters zur Jagd, namentlich auf Hasen und Waldschnepfen. Er war ein ganz ausgezeichnete Schütze. Hier soll gleich erwähnt werden, dass Schwager Bossert mit seiner Familie – Frau und ein Kind – im Frühling 1896 wieder nach Berdjansk zurückübersiedelte. Er war ein großer Hitzkopf und jähzornig, wir passten nicht zusammen. Er übernahm dort eine bestehende Buch- und Schreibwarenhandlung, doch machte er damit in kurzer Zeit völlig Fiasko, da er kein Geschäftsmann war. Augenscheinlich in einem Anfall geistiger Verwirrung tötete er in der Nacht zum 27. Juli 1900 Frau und Kind im Schlaf durch Schüsse ins Ohr mit einem Montecristo, sich selbst brachte er auch einen Schuss ins Ohr bei, der jedoch nicht den sofortigen Tod herbeiführte, doch starb er an der Verletzung nach einigen Wochen. Diese Familientragödie hat uns alle schwer getroffen und in tiefe Trauer versetzt. Der Nachlass genügte nicht, die Verpflichtungen zu decken, woraus ersichtlich war, weshalb die Verzweiflungstat erfolgte. Alle drei sind auf dem evangelischen Kirchhof in Berdjansk begraben.

Weitere Hochzeiten

Die älteste meiner drei Schwestern, die noch bei mir lebten, Lebrechtine, war mittlerweile stark ins heiratsfähige Alter gekommen. Wohl hatten sich auch Freier eingefunden, aber der rechte kam erst in der Person des bekannten Weingroßhändlers Otto Huth von Hoffental, der Witwer geworden war. Am 21. Januar 1895 war die Hochzeit in unserem Hause. Wir sahen unsere liebe Schwester nur sehr ungern aus dem Geschwisterkreis ausscheiden, mit ihr verloren wir die Seele unseres Hauses, die für alles gesorgt hatte, die ebensogut kochen als backen konnte, und die uns auch sonst in allem ein guter Kamerad war. Von nun ab mussten sich die beiden jüngsten Schwestern, Emma und Olga, die Führung des Haushalts teilen. Aber auch dieser Familienstand hielt sich nicht mehr lange beisammen. Im Herbst des gleichen Jahres verheiratete sich unsere Cousine Christine Seitz mit Gutsbesitzer August Vaatz aus dem Cherson-

schen Gouvernement. Zu dieser Hochzeit war unter anderen Gästen auch der jüngere Bruder des Bräutigams, Ingenieur Heinrich Vaatz aus Golta, gekommen, und da lernten sich Letzterer und meine Schwester Olga mit dem Resultat kennen, dass diesem Bekanntwerden auch bald die Verlobung folgte. Im April des kommenden Jahres 1896 feierten wir deren Hochzeit in unserem Hause. Das war ja ein ziemlicher Trubel, denn es waren viele Gäste auch aus dem Cherson'schen Gouvernement gekommen, ebenso unsere Cousinen Emilie und Ottilie Heinrich aus Tamak sowie Bruder Fritz aus Jekaterinoslaw und Bruder Albert aus Ljublin. Es war eine lustige, fröhliche Gesellschaft, die sich da zusammengefunden hatte. Kein Wunder, dass das Hochzeiten nicht abreißen wollte. Erst nach drei Tagen fuhren die Gäste nach allen Richtungen auseinander. Mit dem Weggang der Schwester Olga wurde es nun noch leerer in unserem Hause, ich war mit Schwester Emma allein geblieben.

Seit dem Tode meiner Frau waren drei Jahre verfloßen, und ich hatte mich bisher nicht dazu entschließen können, mich wieder zu verheiraten. Nicht, dass ich etwa heiratsscheu geworden wäre – nein, gewiss nicht, aber es kreuzte meinen Weg kein Mädchen, das mich hätte fesseln können. Wohl fanden sich Tanten und Basen und andere gute Leute, die mir gute Ratschläge erteilten, aber das wollte alles nicht packen bei mir. Immer und immer wieder kam mir, wenn ich Vergleiche anstellte, meine Cousine Emilie mit ihrem heiteren, zutraulichen Wesen in den Gesichtskreis. Warum musste sie, aber auch gerade sie, meine Cousine sein? Wäre sie das nicht, dann wüsste ich ja längst, was ich wollte! Immer und immer wieder, wenn ich diesen Gedanken nachhing, glaubte ich, entsagen zu müssen, die Verantwortung für die Nachkommen schien mir zu groß. Ich sprach auch gelegentlich unauffällig mit einem befreundeten Arzt über Verwandtschaftsehen, und zu meiner Verwunderung vertrat er die Ansicht, dass eine Gefährdung der Nachkommenschaft bei Verwandtschaftsehen nur dann zu befürchten ist, wenn erbliche Krankheiten in den betreffenden Familien vorhanden sind. Durch diesen Ausspruch wurden meine Bedenken zwar nicht behoben, hatten aber doch den starren Halt immer mehr und mehr verloren; und als wir jetzt durch die Hochzeit wieder so intim verkehren und zusammen sein konnten, da war es um all meine

guten Vorsätze geschehen. Die längst im Innern glühende Liebe brach mächtig durch. Und als die Abschiedsstunde am Bahnhofe schlug, wohin ich das abreisende junge Ehepaar und die Hochzeitsgäste begleitete, da galt mein wehmütiges, lang anhaltendes Winken mit dem Taschentuch nicht – wie alle glaubten – meiner abreisenden Schwester, sondern meiner Cousine Emilie.

Mein Entschluss reifte nun rasch. Nachdem ich eingesehen hatte, dass ein weiteres Zurückdrängen meiner Gefühle keinen Zweck mehr hat, dass mein Schicksal sich entschieden hat mit dieser Begegnung, da setzte ich mich am 1. Mai hin und schrieb dem Mädchen meiner Liebe einen Brief, in welchem ich rückhaltlos offen darlegte, wie es um mich stand und was mich bisher zurückgehalten hatte, ihr meine Liebe zu erklären. Ich sprach die Hoffnung aus, bei ihr Gegenliebe zu finden und bat um baldige Antwort. Nachdem zehn Tage verfloßen waren, seit ich geschrieben hatte, eine Antwort aber nicht eingetroffen war, fragte ich telegrafisch an und erhielt auf gleichem Wege Antwort, dass ein Brief bereits am 7. Mai an mich abgegangen sei, ich solle kommen. Nun machte ich mich schleunigst auf den Weg nach Tamak, wo ich am 12. Mai morgens eintraf. Ich muss hier einschalten, dass Onkel Gottlieb die Stellung als Oberverwalter bei Falz-Fein aufgegeben und sich ein eigenes kleines Gut „Alisowka“ am Dnjepr bei Kachowka gekauft hatte. Dieses Gut verkaufte er aber nach einigen Jahren wieder, da er nicht den erwarteten Erfolg damit erzielen konnte. Er zog dann nach Simferopol, wurde aber bald von den Gebrüdern Dyck-Steinbach als Verwalter auf deren in der Krim gelegenes 18000 Hektar großes Gut Tamak berufen.

Hochzeit mit Cousine Emilie und Hochzeitsreise in die Schweiz und Deutschland

Ich darf mich jetzt kurz fassen, da ich ja keinen Liebesroman schreiben will. Bei einem Spaziergang durch den schönen Park von Tamak fanden wir uns, ich erhielt Emiliens Jawort und darauf auch das ihrer Eltern, die mich ja genügend gut kannten. Den Brief vom 7. Mai habe ich aber nie erhalten, er ist auf unerklärliche Weise verloren gegangen. Nun begann für mich eine herrliche Zeit. Wenn ich auch nicht erwarten konnte, dass



Die Ortschaft Tamak auf der Krim im Jahr 1904.



Blick auf Brunnen am Vierwaldstättersee um 1900.

die mehr geschwisterliche Zuneigung, die meine Cousine mir bisher entgegenbrachte, nun plötzlich sich in flammende Liebe verwandelt, so war ich doch überaus glücklich und hoffte bestimmt, dass sich mit der Zeit auch bei ihr die Liebe einstellen wird, die notwendig ist für ein harmonisches, glückliches Zusammenleben. Dass ich mich darin nicht getäuscht habe, wird aus den folgenden Zeitperioden dieser Niederschrift klar ersichtlich werden. Nun handelte es sich für mich aber auch noch darum, dass die Hochzeit so bald wie möglich stattfindet; denn im Sommer, wo die Schulen geschlossen sind, war im Buchhandel geschäftsstille Zeit. Im August aber begann wieder der Unterricht in den Schulen, und da musste ich auf dem Platze sein. Wollten wir also eine Hochzeitsreise machen, so musste die Hochzeit spätestens Ende Juni, Anfang Juli stattfinden. Das wollte allerdings meiner Braut und ihrer Mutter etwas zu rasch kommen, da noch keine Aussteuer und so weiter fertig sei. Ich konnte aber doch mit überzeugenden Gründen erreichen, dass unsere Hochzeit auf den 4. Juli festgesetzt wurde, denn eine Hochzeitsreise in die Schweiz und nach Deutschland war doch auch meiner Braut sehr erwünscht. Sie konnte aber nur auf diese Weise möglich gemacht werden. Nur einmal konnte ich meine Braut in der Zwischenzeit bis zur Hochzeit noch besuchen. Dagegen aber wechselten wir viele Briefe, die unseren Herzensbund immer mehr und mehr festigten.

Am 4. Juli 1896 fand dann unsere Hochzeit in Tamak statt. Unser lieber alter Pastor Baumann aus Prischib traute uns. Es waren sehr viele Gäste erschienen von weit und breit. Im Vorgarten des Verwalterwohnhauses war ein großes Zelt errichtet worden mit langen Tafeln, an welchen die zirka 80 Hochzeitsgäste Platz nehmen konnten. Gefastet wurde, wie das auf solchen Hochzeiten auf Gutshöfen üblich ist, reichlich, während verhältnismäßig wenig getrunken wurde. Die Jugend vergnügte sich mit Tanz und Spielen, während sich die älteren Herrschaften in Gruppen zusammensetzten und sich unterhielten oder aber in dem schönen Park spazieren gingen. Zwei Tage wurde gefeiert, am dritten Tage, dem 6. Juli, begaben wir uns auf die Hochzeitsreise mit Aufenthalt in Sebastopol, Odessa, Wien, Salzburg (Abstecher nach Berchtesgaden, Salzbergwerk, Königsee), Innsbruck, dann in die Schweiz an den Vierwaldstättersee, wo wir in Brunnen im Hotel

Rössli längeren Aufenthalt nahmen, und zwar logierten wir im selben Zimmer Nr. 32, in welchem ich sechs Jahre früher mit meiner ersten Frau logiert hatte. Von Brunnen machten wir Ausflüge an all die bekannten schönen Stätten des Vierwaldstättersees. Auch auf den Pilatus fuhren wir mit der Zahnradbahn, übernachteten dort, um morgens in der Frühe, etwa 4 Uhr, den wunderbaren Sonnenaufgang unter dem Nebelmeer zu erleben. Es war das größte Naturschauspiel, das wir in unserem gemeinsamen Leben gesehen haben und ist uns für immer unvergesslich geblieben! Über Luzern reisten wir dann weiter nach Interlaken mit Ausflügen nach Grindelwald (Gletscher), Lauterbrunnen mit Staubach und Trümelbach. Von dort längs des Thuner Sees nach Lausanne am Genfer See, wo meine Frau von November 1894 bis August 1895 mit ihren Schwestern Ottilie und Sophie zur Erlernung der französischen Sprache bei Fräulein Schatzmann in Pension gewesen war. Wir hielten uns dort zwei Tage auf, besuchten auch die Familien Schatzmann und Conod, machten einen Ausflug nach Genf, wo wir unter anderem eine Gewerbeausstellung besuchten.

Von Lausanne reisten wir über Bern nach Schaffhausen, besichtigten den Rheinfall und fuhren dann weiter über Karlsruhe nach Stuttgart, wo wir im Hotel Royal, jetzt Banzhaf, logierten. Von dort aus besuchten wir den Bruder meiner Frau, Lebrecht, der zu jener Zeit in Hohenheim an der Landwirtschaftlichen Hochschule studierte. Ich suchte in Stuttgart auch meinen guten Bekannten und Landsmann, Ingenieur Theodor Litig auf, der uns die Schönheiten Stuttgarts zeigte. Auch eine Ausstellung im Lindenmuseum besuchten wir und sahen dort zum ersten Mal eine kinematografische Vorführung und Durchleuchtungen mit Röntgenstrahlen. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Einkäufe bei Stuttgarter Verlegern und grafischen Anstalten ging die Reise weiter nach Leipzig, wo ich geschäftlich mehrere Tage zu tun hatte. Bei den Besitzern der I. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, den Brüdern Rost, machten wir einen Besuch. Weiter ging es dann nach Berlin, wo ich auch geschäftliche Besorgungen hatte. Hierher kam uns Schwager Lebrecht nachgereist, und wir fuhren dann gemeinsam über Alexandrowo nach Warschau. Von dort nach zweitägigem Aufenthalt (geschäftliche Einkäufe) Abreise nach Kiew, von Kiew mit dem

Dampfer nach Jekaterinoslaw, den Dnjepr hinunter. Schwager Lebrecht fuhr nun nach Hause, nach Tamak, während wir noch zwei Tage zu Besuch bei meinem Bruder Fritz in Jekaterinoslaw verblieben, wo er als Maschineningenieur in der Kesselfabrik Fitzner und Gamper tätig war.⁶ Nach genau einem Monat trafen wir am 6. August wieder in Prischib ein. Ich habe unsere Hochzeitsreise hier nur kurz skizziert, ein Tagebuch führte ich nicht, aber dass die Reise für uns sehr schön war, dass wir viel Schönes gesehen und erlebt haben, dessen sind wir uns auch heute noch gut bewusst. Meine liebe Frau, die mir bei der Feststellung verschiedener Daten behilflich ist, unterbricht mich oft mit dem Zwischenruf: „Weißt du noch?!“ – „Jawohl, ich weiß noch!“ und wir schwelgten dann in den Erinnerungen.

Zurück im Alltag

Da unsere Ankunft niemandem bekannt gegeben war, so erwarteten uns zu Hause nur Schwester Emma und der alte Onkel Friedrich August, der auf unsere Bitte für die Dauer unserer Abwesenheit meiner Schwester Gesellschaft leistete und sich zusammen mit dem Gehilfen Eduard Foell in der Buchhandlung betätigte. Nun begann für uns beide eine Zeit reger Arbeit. Durch meine längere Abwesenheit hatte sich reichlich Arbeit im Geschäft für mich angesammelt, wie sie alljährlich vor Schulbeginn anfällt. Meine Frau hatte andererseits mit der Einordnung ihrer Sachen zu tun und wurde durch Schwester Emma in den Haushalt eingeführt. Zwei Dienstmädchen waren vorhanden. Sie lebte sich ebenso rasch und gut in ihre Hausfrauenpflichten als auch in unseren Gesellschaftskreis ein. Mit der deutschen Sprache haperte es ja anfänglich ein wenig. Sie sprach hochdeutsch mit russischem Akzent, da in ihrem Elternhause fast ausschließlich russisch gesprochen wurde, wie das in allen deutsch-russischen Gutsbesitzerfamilien der Fall ist. Im Gegensatz hierzu wird in den deutschen Dörfern im Familienkreise fast ausnahmslos und ausschließlich deutsch gesprochen, so auch in Prischib und spe-

ziell in meinem Elternhause. Während die bäuerliche deutsche Bevölkerung in Mundart spricht – ein Gemisch von Schwäbisch und Pfälzisch, wobei das Letztere mehr durchschlägt –, wurde in meinem Elternhause hochdeutsch gesprochen; doch hatte die Sprache von uns Kindern einen starken Mundartanklang, und wenn wir ganz unter uns waren, dann sprachen wir in der „Kolonistensprache“, die wir ja im Umgang mit unseren Schulkameraden mühelos erlernt hatten. Meine Frau hat jedoch nichts von der Kolonistensprache angenommen, doch verbesserte sich ihre Sprache und Ausdrucksweise mit der Zeit sehr wesentlich, wenn schon man immer etwas Fremdländisches heraushörte. Dagegen sprach sie ein gutes Russisch, was später für unsere Kinder von großem Vorteil und Nutzen war.

Wie gesagt, hatten wir beide nach unserer Ankunft in Prischib nach der Hochzeitsreise reichlich Arbeit vorgefunden. Aber sie war uns keine Last und auch kein Hindernis, unser Familienleben voll und ganz zu genießen. Es zeigte sich immer mehr und deutlicher, dass unsere gegenseitige Liebe nicht eine flüchtige, sinnliche war, sondern sie hatte tiefe, feste Wurzeln geschlagen. Durch verständiges Entgegenkommen des einen Teils zum andern glichen sich die großen Verschiedenheiten unserer Charaktere so aus, dass ein harmonisches Zusammenleben entstand, wie es schöner nicht gewünscht werden kann. An Schwester Lebrechtine gewann meine Frau sehr rasch eine liebe, treue Freundin, und unser Verkehr mit Huths war ein besonders reger.

Schwester Emma war mir im Geschäft eine treue Gehilfin, sie ging jedoch bald für längere Zeit nach Golta zu Schwester Olga Vaatz. Von dort kehrte sie wieder zu uns zurück, verblieb mehrere Jahre, und begab sich dann im Jahre 1903, zusammen mit der Schwester meiner Frau, Dorinka, nach Deutschland, wo sie beide in Stuttgart zur Ausbildung etwa ein Dreivierteljahr verblieben. Dorinka Heinrich, jetzige Tante Dorinka Vaatz, besuchte die Kunstgewerbeschule, während Schwester Emma einen Fröbelkursus bei der bekannten Fröbelschullehrerin, Fräulein Blind, besuchte.⁷ Aus Deutschland zurückgekehrt

⁶ Vgl. dazu: Schaad (wie Anm. 2), S. 54 ff.

⁷ Der deutsche Pädagoge Friedrich Fröbel (1782 bis 1852) gilt als Begründer des „Kindergartens“, der im Unterschied zu den bis dahin bestehenden „Kinderbewahranstalten“ die frühkindliche Erziehung mit einem pädagogischen Konzept (Lieder, Beschäftigungen, Spielvorgaben, usw.) verband.

hielt sich Schwester Emma wieder zunächst einige Zeit in Golta bei Schwester Olga auf, um dann wieder bei uns zu landen. Sie konnte sich aber anscheinend nicht so recht schlüssig werden über ihre fernere Zukunft. Sie versuchte es deshalb nach einiger Zeit nochmals mit Golta, eröffnete dort einen Kindergarten, den sie annähernd zwei Jahre lang aufrechterhielt. Darauf kehrte sie im Jahre 1907 wieder zu uns nach Prischib zurück und betätigte sich bei mir in der Buchhandlung. Da wir als neuen Handelszweig auch Handarbeitsmaterial für die Mädchenschulen aufgenommen hatten, so hatte sie da ein spezielles Gebiet zu betreuen. Außerdem hatte sie die Tageskasse zu führen.

Verschiedene ehrenamtliche Tätigkeiten

Außer dem Buchhandel nahm mich das Brun-
nengeschäft immer mehr und mehr in Anspruch. Da ich in verschiedenen Gegenden gleichzeitig Bohrungen ausführte, so musste ich öfters von zu Hause abwesend sein, bald in der Krim, bald im Kaukasus, letztere Arbeiten erst in späterer Zeit. Auch war ich mittlerweile von der Prischiber Dorfgemeinde als Vertreter (Zehntmann) in die Gebietsversammlung (S'chod) gewählt worden, und dort begann für mich sehr bald ein verschärfter Kampf gegen die Gewaltherrschaft der Familie Heine. Der S'chod wählte mich fast einstimmig zum Bevollmächtigten in der Klagesache des Mühlenbesitzers Martin Grüner, Friedrichsfeld, gegen das Gebiet wegen Brandentschädigung von 25 000 Rubel für seine abgebrannte Mühle. Die Gebietsbrandversicherungsgesellschaft verweigerte dem Grüner die Entschädigungssumme wegen gesetzwidriger Aufnahme seiner Mühle in die Brandversicherung. Die Rechtslage der Sache war vollkommen klar. Die Mühle konnte nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht in die Gebietsbrandversicherung aufgenommen werden. Sie wurde aber trotzdem aus Gefälligkeit – Grüner gehörte zum Heine'schen Anhang – von den maßgeblichen Personen, dem Oberschulzen Hardock und dem Gebietschreiber Heine sen. aufgenommen und galt mehrere Jahre als versichert – da die

gesetzlichen Bestimmungen nur wenigen näher bekannt waren. Erst als die Mühle abgebrannt war, wurde es aus mir unbekanntem Gründen ruchbar, dass die Grüner'sche Mühle zu Unrecht versichert worden war. Das Gericht entschied die Streitfrage zugunsten der Gemeinde, und Grüner erhielt keine Brandentschädigung. Der Hass der Heine'schen Clique kehrte sich nun verschärft gegen mich, da ich den Prozess als Bevollmächtigter geführt und für die Gemeinde gewonnen hatte. Dagegen aber stieg ich in der Gunst der Gemeinden immer mehr und wurde so ganz gegen meinen Willen tiefer in die Gemeindeangelegenheiten hineingezogen. Unter anderem wurde ich auch zum Rechnungsprüfer gewählt und funktionierte als solcher ehrenamtlich etwa zwölf Jahre. In dieser Eigenschaft deckte ich einen großartigen Schwindel auf, den der Gebietschreiber Heine sen. begangen hatte. Doch hiervon ist erst später zu sprechen.

Vergeblicher Versuch zum Aufkauf eines Landguts

Um diese Zeit hatte ein starker Zug der landhungrigen deutschen Bauern Südrusslands nach den nördlichen Gouvernements Orenburg und Ufa eingesetzt, da dort das Land um 70 bis 80 Prozent billiger war als im Süden.⁸ Wohl war der Ackerboden im Süden auch viel besser, aber der kleine Mann konnte eben das Geld nicht aufbringen, um sich im Süden selbstständig zu machen oder sich zu vergrößern. Deshalb zog es viele dahin, wo das Land noch sehr billig war. So dachte auch mein Freund und Nachbar Fritz Ullmann, er hätte sich auch gerne vergrößert, und wir sprachen des Öfteren darüber. Schließlich kristallisierte sich der Plan heraus, dass wir zusammen nach Orenburg reisen und wenn es uns dort gefällt, ein Landgut von 500 bis 800 Dess. kaufen wollen, welches Ullmann dann bewirtschaften sollte.⁹ Ende April 1897 führten wir die Reise aus. In der Stadt Orenburg lebte mein Neffe Karl Schendel, der älteste Sohn meiner Halbschwester Emilie. Er hatte dort einen Handel mit landwirtschaftlichen Maschinen eröffnet – zusammen mit sei-

⁸ Das 1744 gegründete russische Gouvernement Orenburg lag in der Steppenzone südlich des Urals. Das benachbarte Gouvernement Ufa wurde 1865 aus dem Gouvernement Orenburg herausgelöst und bestand bis 1919.

⁹ Die russische Flächeneinheit Dessjatin entsprach ungefähr 1,1 Hektar.

nem Onkel Ferdinand Schendel, der jedoch in Alexandrowsk wohnhaft und nur inaktiv beteiligt war. Da mein Neffe mit der Landsache ziemlich vertraut war, so konnten wir von ihm mancherlei Wissenswertes erfahren und gute Ratschläge bekommen. Zudem hatte sich auch ein Schwager Ullmanns, Eduard Vogel, dort bereits eingekauft. Wir machten Reisen kreuz und quer durch die Umgebung Orenburgs, besuchten mehrere deutsche Gutsbesitzer und sprachen uns mit ihnen aus. Der Eindruck, den wir im Allgemeinen vom Land und von der Gegend bekamen, war kein günstiger. Der Graswuchs war sehr dünn und armselig, die Stoppelfelder dagegen mit meterhohem Unkraut bedeckt. Meinem Freunde Ullmann gefiel es ganz und gar nicht. Natürlich konnte unter solchen Umständen keine Rede davon sein, dass wir etwas gemeinsam kaufen. Mein Neffe Karl aber riet mir trotz allem doch etwas zu kaufen, da das Land doch so billig sei, ich könne es ruhig einige Jahre brach liegen lassen und würde es dann mit gutem Verdienst verkaufen können. Mir leuchtete die Sache ein, und ich trat in Verhandlungen mit dem Besitzer eines Landguts von 541 Dess., etwa 35 Kilometer von der Stadt Orenburg entfernt. Jedoch wurden wir damals nicht gleich handelseinig, und nach etwa zweiwöchigem Aufenthalt in Orenburg und Umgebung reisten wir unverrichteter Sache nach Hause ab.

Geburt der Tochter Felicitas

Mich zog es umso mehr schon recht sehr nach Hause, als meine liebe Frau guter Hoffnung war und ihre Niederkunft etwa Ende Mai erwartet wurde. Zwar hatte sie die Gesellschaft ihrer Schwester Sonja für die Dauer meiner Abwesenheit, aber ich war begreiflicherweise doch etwas unruhig, und die viertägige Reise, wenn auch mit Schnellzug, war nicht dazu angetan, meine Ungeduld zu besänftigen. Endlich, am 14. Mai früh um zwei Uhr, gelangte ich auf der Station Prischib an. Ich hatte meine Ankunft telegrafisch nach Hause gemeldet, und so fand ich auch unseren Kutscher Petro mit dem Fuhrwerk am Bahnhof meiner wartend vor. Natürlich fragte ich den Kutscher unterwegs nach allem aus, ob auch die Ba-

rinja gesund sei und so weiter. Er gab mir nach seiner Art etwas knappe Antwort: „Ja, Gott sei Dank, die Barinja ist ganz wohl“, und vor einigen Tagen sei auch deren Mutter zu Besuch eingetroffen. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir Prischib gerade mit Tagesanbruch. Im Hausflur begrüßte mich sogleich meine Schwiegermutter, die bereits aufgestanden war. Ich fragte sofort nach Emilie und wie es ihr gehe. Da sagte sie nur so halb schelmisch, die sei noch nicht aufgestanden. Leise näherte ich mich dem Schlafzimmer, öffnete ebenso leise die Türe, schaute gegen die Betten und sah da meine Frau mit offenen Augen liegen. Immer noch hatte ich die Situation nicht erfasst. Da zog sie mit einemmal die Decke weg und präsentierte mir ein kleines Geschöpf! Na, die Überraschung! Ich konnte mich kaum fassen vor Überraschung und Freude. Am 9./22. Mai¹⁰ war unsere Felicitas bereits geboren worden, man hatte mir die Botschaft nach Orenburg telegraphiert, das Telegramm war aber als unzustellbar zurückgekommen, da ich bereits abgereist war. Durch eine kleine Unvorsichtigkeit meiner lieben Frau – durch Wäscheaufhängen – hat Felicitas etwa zwei Wochen zu früh das Licht der Welt erblickt, war aber doch vollständig ausgetragen, gesund und kräftig.

Wer war glücklicher als ich? Höchstens die Mutter des Kindes! Sie hat die schwere Stunde sehr gut überstanden. Ihre Schwester Sonja, die treue Seele, war an ihrer Seite. Die Schwiegermutter, telegrafisch verständigt, traf erst am Tage nach der Geburt ein. Der Kutscher Petro war so gut instruiert worden und hatte seine Sache so gut gemacht, dass ich tatsächlich nicht die leiseste Ahnung von dem hatte, was vorgefallen war. Die Überraschung war so ganz vollständig, und ich war überglücklich über unser Erstgeborenes und darüber, dass meine liebe Frau alles gut überstanden hatte. Von dem Wochenbett erholte sie sich sehr rasch und an der Mutter Brust gedieh unser liebes Kindlein ganz prächtig.

Im Laufe des Sommers waren wir mit unserem Töchterchen nach Tamak zum Besuch der Eltern und Geschwister meiner Frau gereist. Auf dieser Reise – es war sehr warm – hat sich unser Kind in dem hygienisch nicht ganz einwandfreien Waggon zweiter Klasse eine Hautkrankheit zugezo-

¹⁰ Da in Russland erst 1918 der gregorianische Kalender eingeführt wurde, hat Schaad teilweise auch noch die Angaben nach dem julianischen Kalender angegeben. Die beiden Kalender weisen eine Differenz von 13 Tagen auf.

gen, die uns viel Sorgen machte, da das Jucken das Kind dauernd beunruhigte und nicht schlafen ließ. Viele Nächte haben wir Eltern abwechselnd unser liebes Kind auf den Armen herumgetragen und besänftigt, bis es allmählich doch wieder einschlief. Wir zogen mehrere Ärzte zu Rat, die gegen das Ekzem die verschiedensten Mittel, jedoch ohne Erfolg, anordneten. Schließlich wandten wir uns an meinen Freund Dr. Nikolai Friesen, der Studiengenosse meines Bruders Albert, der sich kurz vorher in Tiede als Arzt niedergelassen hatte. Der verschrieb eine Salbe, die Linderung und endlich auch Heilung brachte. Schon nach einer Woche trat vollständige Besserung und Beruhigung ein, und schließlich verschwand das Ekzem ganz und gar, ist auch nie wieder in Erscheinung getreten. Wir waren ja überglücklich, dass unser liebes Kind endlich wieder vollkommen gesund war und sichtbar gedieh. Unsere Dankbarkeit an Dr. Friesen war groß und aufrichtig.

Das Gut Emiliewka

Mein Geschäft entwickelte sich in normaler Weise aufwärts, wenn auch gesagt werden muss, dass der Buchhandel sich nur langsam vorwärts entwickelte, wenig einträglich war, dagegen aber viel Kleinarbeit verlangte. Inzwischen hatte ich auch das Gut von 541 Dess. in der Nähe Orenburgs für 14200 Rubel gekauft, und ihm nach meiner lieben Frau den Namen Emiliewka gegeben. Das Gut ganz brach liegen zu lassen, wie mir mein Neffe Karl Schendel geraten hatte, wollte mir aber doch nicht so recht einleuchten, ich wollte Betätigung haben, wenn sie auch voraussichtlich keinen großen Gewinn brachte. Ich entschloss mich also, das Gut zu bewirtschaften, setzte einen Verwalter ein – Friedrich Seyfert, ein Bauernsohn mit seiner jungen Frau aus Andreeburg –, kaufte Pferde, Ochsen, Kühe sowie die notwendigsten Ackergerätschaften. Es erwies sich aber bald, dass Seyfert sich nicht für den Posten eignete. Zwar verstand er es, Ausgaben zu machen, wie es ein Gut vom Umfang des meinen tragen konnte, die Leistungen jedoch entsprachen kaum dem, was eine Bauernwirtschaft von 60 Dess. erreichte. Er sah das auch selbst ein, und wir trennten uns friedlich. Ich fand dann einen Orenburger Deutschen namens Hörd, der es

doch etwas besser machte, aber mit dem Getreidebau war es auch bei ihm nichts. Was einigermaßen Ertrag brachte, das war die Ochsenhaltung. Es wurde im Frühling und Vorsommer recht viel Heu gemacht zu Winterfutter; dann kauften wir im Herbst zirka 100 magere Ochsen von 24 bis 30 Rubel das Stück, winternten sie durch mit dem Heu und gaben ihnen dann im Frühjahr gut Wiese, sodass sie für dortige Verhältnisse schlachtreif wurden und verkauft werden konnten. Wir erhielten dafür einen Durchschnittspreis von etwa 60 bis 65 Rubel das Stück. Trotz allem brachte das Gut aber keinerlei Überschuss, es erwies sich eben doch als zu schwierig, auf so große Entfernung – zirka 2500 Kilometer – ein Gut mit Erfolg zu bewirtschaften, zudem verlangten auch die Reisen sehr viel Zeit. Als sich dann nach etwa drei Jahren ein geeigneter Käufer namens Herbold fand, verkaufte ich das Gut mit ansehnlichem Gewinn – ich glaube es waren rund 15000 Rubel, die ich daran verdiente.

Weitere Landkäufe

Mein Neffe Karl war ein ganz tüchtiger Geschäftsmann, überaus fleißig und sparsam. Sein Maschinengeschäft entwickelte sich zusehends. Nun klagte er mir einmal, dass sein Onkel und Teilhaber, Ferdinand Schendel, zwar gerne große Dividende einsackte, aber nichts tun wollte, um das Geschäft zu vergrößern. Da riet ich ihm, er solle doch die Verbindung mit seinem Onkel lösen und das Geschäft selbstständig weiterführen. Dazu musste er aber 10000 Rubel haben. Und da ich durch den Gutsverkauf freies Geld hatte, so war ich in der Lage, ihm diese Summe vorzustrecken. Er machte sich also selbstständig. Sein Onkel nahm mir das ja sehr übel, aber das berührte mich weiter nicht. Karl hat mein Vertrauen glänzend gerecht fertigt, zahlte mir das Geld schon nach zwei Jahren zurück. Sein Geschäft entwickelte sich immer mehr und mehr, und er wurde ein recht wohlhabender Mann. Da sich der Landkauf im Orenburger Gouvernement doch als recht gewinnbringend erwiesen hatte, so kaufte ich, um mein frei gewordenes Geld gut anzulegen, wiederum Land in etwas entfernter gelegener Gegend. Herr Bayer, der Schwiegervater Karls, machte bedeutende Operationen mit Landkäufen. Mit ihm fuhr ich auf Postpferden mit



Eine vierrädrige Kutsche (Tarantass), wie sie vor allem in Russland benutzt wurde (Aufnahme um 1885).

Tarantass nach der Stadt Orsk; die etwa 300 Werst¹¹ von Orenburg abgelegene Stadt erreichten wir in zirka 36 Stunden. Ein Vergnügen ist solche Reise über Land im Tarantass aber gewiss nicht. Man wurde dermaßen durchgerüttelt und durchgeschüttelt auf der federlosen Holzpritsche, dass einem alle Knochen im Leibe schmerzten. Die einzigen Licht- und Erholungspunkte waren die Poststationen, die in Entfernungen von 18 bis 25 Kilometer am Wege gelegen waren. Da wurden Pferde gewechselt, manchmal auch etwas länger gerastet, Tee getrunken oder auch sonst Speisen eingenommen! Aber meistens währte der Aufenthalt nur so lange, bis umgespannt war – wir hatten Speisevorräte mit uns –, was längstens eine halbe Stunde beanspruchte.

Wir besahen uns in der Nähe von Orsk mehrere Güter, von welchen ich später im Jahre 1899 eines kaufte im Umfang von 438 Dess. für 7500 Rubel. Im nächsten Jahre kaufte ich zusammen mit Bruder Albert ein Gut bei Troizk, 578 Dess. Mein hälftiger Anteil kostete 7200 Rubel. Schließlich kaufte ich im Jahre 1901 bei Tscheljabinsk noch ein Gut, 490 Dess. für 18000 Rubel. Die Güter bei Orsk und Tscheljabinsk verkaufte ich einige Jahre später wieder mit gutem Verdienst. Das Gut bei Troizk, am Uj gelegen, das Bruder Albert und mir gehörte, behielten wir, da sich sowohl am Flusssand, als auch im Gestein nicht unbedeutende Spuren von Gold zeigten. Auch wurden in

dem kleinen Nebenflüsschen Sanarka mehrfach wertvolle Edelsteine gefunden. Wir hätten das Gut einmal günstig verkaufen können, lehnten das aber ab, da wir der Ansicht waren, dass der Wert des Gutes erst dann zu bestimmen sein wird, wenn genau festgestellt ist, ob die vorhandene Menge Gold abbaufähig ist; zudem glaubten wir auf alle Fälle, mit dem Verkauf uns nicht beeilen zu sollen. Dieses Gut ist uns durch den Weltkrieg verloren gegangen, aber davon später.

Geburt der zweiten Tochter

Am 14./27. August 1898 wurde uns unsere zweite Tochter, Dorothea, geboren. Meine Frau behauptete immer, dass ich bei deren Geburt enttäuscht gewesen sei, da ich bestimmt einen Sohn erwartet hätte. Jedenfalls stimmt es, dass ich gerne einen Sohn gehabt hätte, aber zu ändern war an der Tatsache ja nichts, und ich freute mich über die Geburt auch dieser Tochter nicht minder, denn auch sie war ein gesundes, kräftiges Kind, das uns viel Freude bereitete. Zur Geburt dieses Kindes war die Schwiegermutter schon rechtzeitig gekommen, um ihre Tochter zu pflegen. Zwar hatte meine liebe Frau bei der Geburt dieses Kindes durch die Nachwehen mehr zu leiden, doch sie erholte sich bald wieder sehr gut, und unser Kindchen gedieh prächtig, und so

¹¹ Das russische Längenmaß Werst entsprach 1,0668 km.

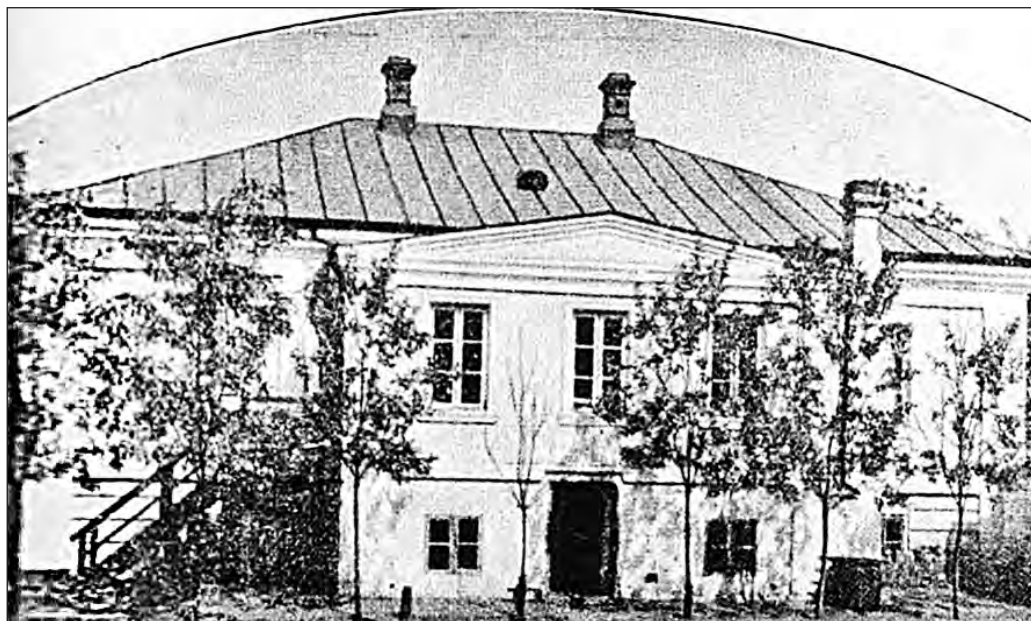
wuchs langsam ein Spielkamerad für Felicitas heran, es wurde in unserem Hause schon etwas lebendiger.

Mitarbeit in der Genossenschaftsbank

Um diese Zeit begannen in interessierten Kreisen, zu denen auch ich gehörte, Verhandlungen und Besprechungen wegen Gründung einer Genossenschaftsbank. Handel, Gewerbe und Industrie – namentlich Maschinenbau und Mühlenindustrie – hatten sich in den letzten Jahren in den Kolonien rechts und links der Molotschna dermaßen entwickelt, dass ein eigenes Kreditinstitut unerlässlich war. Eine Korrespondentenabteilung der Melitopoler gegenseitigen Kreditgesellschaft, die in Halbstadt errichtet worden war, genügte den Anforderungen nicht mehr, da der Apparat viel zu schwerfällig funktionierte und zudem zu teuer war. Die Unterhandlungen führten schließlich zur Einberufung einer öffentlichen Versammlung, die sich einstimmig für die Eröffnung einer Gesellschaft gegenseitigen Kredits aussprach. Es wurde eine Kommission gewählt, der auch ich angehörte, zur Ausführung der vorbereitenden Schritte sowie zur Ausarbeitung der Statuten und deren Ein-

reichung beim Finanzministerium zur Bestätigung. Diese Bestätigung ließ jedoch reichlich lange auf sich warten, da die Entscheidung nicht nur beim Finanzministerium, sondern auch beim Ministerium des Innern und dem der Reichsdomänen lag.

Doch endlich, am 23. November 1898, erfolgte die Bestätigung. Die erste Versammlung wurde zum 19. Februar 1899 ins Wolostamt in Halbstadt einberufen, und auf dieser konstituierte sich die „Molotschnaer Gesellschaft gegenseitigen Kredits“. Es wurden die erforderlichen Maßnahmen beraten und die Wahlen vollzogen, und zwar wurde eine Verwaltung von drei Personen und ein Verwaltungsrat von sechs Personen gewählt. Unter den drei für die Verwaltung gewählten Personen war auch ich sowie der Hauptinitiator der ganzen Bankangelegenheit Johannes Willms und Johann Wiens. Am 1. März 1899 begann die Gesellschaft ihre Tätigkeit. Statutengemäß hatten die drei Verwaltungsmitglieder unter sich einen Präsidenten zu wählen, während ich hierfür Johannes Willms vorschlug, hatten sich meine Kollegen bereits darüber geeinigt, mich mit diesem Posten zu betreuen. Ich wehrte mich mit aller Macht dagegen, da es für mich doch zweifellos sehr unpassend war, neben meinem eige-



Das Gebäude des Wolostamtes (Gebietsamtes) in Halbstadt.

nen Geschäft einen so verantwortungsvollen Posten in der Bank zu bekleiden, die zudem nicht in meinem Wohnort, sondern in Halbstadt domizilierte. Ich hatte schon bei der Wahl in die Verwaltung meine Bedenken dieserhalb geäußert; dann sagte man mir aber, ich würde faktisch nur ganz selten zur Mitarbeit herangezogen werden, es handelte sich hauptsächlich darum, mich, der ich in den evangelischen und katholischen Dörfern der Molotschna und Umgebung großes Vertrauen genieße, wenn auch nur dem Namen nach in der Verwaltung zu haben. Nun, da ich aber in die Verwaltung gewählt worden war, sollte ich sogar den verantwortungsvollsten Posten übernehmen! Aber all mein Sträuben half nichts. J. Willms brachte sehr triftige Gründe vor, weshalb er den Vorsitz unmöglich übernehmen könne. Er wolle gern die Arbeit größtenteils machen, ich würde damit so wenig als möglich behelligt werden. Die Gründe waren allerdings sehr schwerwiegender Natur. Er hätte sich bei seinem großen Verwandtenkreis, insbesondere dem Stärkefabrikonzern, zur starken Kreditforderung nicht mit genügender Festigkeit widersetzen können, sodass ich – sehr gegen meine persönlichen Interessen – der Sache halber mich doch dazu überreden ließ und den Posten übernahm, mit dem Resultat, dass ich doch mein

eigenes Geschäft sehr stark vernachlässigen mussten, um dem gemeinnützigen Unternehmen richtig dienen zu können.

Es liegt mir fern, meinen Verdienst um die Entwicklung der Bank hier irgendwie hervorheben zu wollen. Was die technische Seite betrifft, so gebührt das Primat unbestritten meinem Freunde und Kollegen Willms, der hierin bei Weitem mehr Kenntnisse mitbrachte als wir, seine Kollegen. Aber das darf ich sagen, dass das Vertrauen, das ich allseitig genossen habe, ein wesentlicher Faktor in der gesunden Entwicklung unserer Gesellschaft war. Mit 150 Mitgliedern und einem Betriebskapital von 37 040 Rubel begann die Gesellschaft ihre Tätigkeit, und nach 13 Jahren konnten wir unser eigenes Bankgebäude beziehen, und die Gesellschaft bestand aus 1548 Mitgliedern und hatte ein Betriebskapital von 275 031 Rubel und ein Reservekapital – das Gebäude eingeschlossen – von 164 000 Rubel.

Im Jahre 1901 erkrankte ich schwer an einer Venenentzündung – ich komme darauf noch später zurück –, die mich sechs Monate an Bett und Zimmer fesselte. Für diese Zeit war das Mitglied des Verwaltungsrats Peter Ediger als Ersatz vom Verwaltungsrat in die Verwaltung bestimmt worden. Ediger benutzte diese Gelegenheit, um sich



Die Zentralschule in Halbstadt um 1900.

die Position für die Zukunft zu sichern. Er war früher leitender Lehrer der Halbstädter Zentralschule gewesen, musste diesen Posten aber verlassen – wegen eines Deliktes, das man nach der Gepflogenheit in mennonitischen Kreisen „mit dem Mantel der Liebe“ zudeckte, um ihm mit seiner großen Familie nicht die Existenzmöglichkeit zu rauben. So erfuhren von der Unterschlagung öffentlicher Gelder, die er sich hatte zuschulden kommen lassen, nur die allernächsten Beteiligten, auch mir war davon nichts bekannt geworden. Nur so konnte es geschehen, dass dieser Mann auf einen Posten kam, für den er – trotz seiner kaufmännischen Fähigkeiten – durchaus ungeeignet war. Schon während meiner Krankheit hatte ich mancherlei über den derzeitigen Geschäftsgang in der Bank erfahren, was mir nicht gefallen konnte. Als ich schließlich meinen Posten wieder antrat, fand ich im Verwaltungsrat und unter den Beamten der Bank eine sehr reservierte Stimmung gegen mich vor. Als bald darauf neue Wahlen auf der Generalversammlung stattfanden, stellte sich heraus, dass Peter Ediger eine große Anzahl Stimmen als Mitglied für die Verwaltung erhielt. Meine Wiederwahl konnte von meinen Freunden erst beim zweiten Wahlgang durchgesetzt werden. Jetzt erst sah ich, wie gründlich Ediger gegen mich gearbeitet hatte, solange ich durch Krankheit abwesend war. Aber es sollte noch besser kommen. Die neu gewählte Verwaltung bestand nunmehr aus mir, Peter Ediger und Peter Fey. Bei der ersten Sitzung der Verwaltung nach den Wahlen hatten wir statutengemäß unter uns den Vorsitzenden (Präses) zu wählen. Als seitheriger Präses stellte ich an meine Kollegen die Frage, wen sie zum Vorsitzenden wählen wollen. Darauf sagte Ediger: „Fey wählt mich.“ Und als ich Ediger fragte, wen er nun wähle, da antwortete er: „Ich wähle mich selbst!“ Fey, dieser Tropf hatte nicht den Mut, auch nur ein Wort zu sagen, er ließ es ruhig geschehen, dass Ediger in seinem Namen sprach. Da ich eine solche Wahl niemals als gesetzlich anerkennen konnte, brachte ich die Angelegenheit vor den Verwaltungsrat. Aber auch hier hatte Ediger schon gut vorgearbeitet, zudem war mein geschworener Feind, Heine sen., neu hinzugewählt worden. Der Verwaltungsrat erklärte sich unzuständig, diese Frage zu entscheiden, da nach dem Gesetz die Verwaltung ihren Vorsitzenden selbst zu wählen habe. Nun wusste ich ja, woran ich bin. Ich sah ein, dass ich ein Opfer ganz gemeiner

Intrigen geworden war, und blieb nur noch einige Zeit als Verwaltungsmitglied, um Ediger aus unmittelbarer Nähe beobachten zu können, worauf ich aus der Verwaltung austrat. An meine Stelle wurde dann vom Verwaltungsrat bis zu den nächsten Wahlen Christian Glöckler bestimmt. Nun war das richtige Kleeblatt beisammen. Zu dieser Verwaltung konnte ich kein Vertrauen haben, und so verringerte ich meinen Mitgliedsbeitrag von 750 Rubel (Höchstsatz) auf 15 Rubel (Mindestsatz) und zog mich ganz von der Bank zurück. Ich besuchte auch keine Generalversammlung mehr.

Um diese Episode meines Lebens hier gleich zum Abschluss zu bringen, will ich nur kurz erwähnen, dass sich Ediger mit seinen Genossen durch Vetterleswirtschaft eine Reihe von Jahren auf dem Posten behaupten konnte. Aber der Krug geht bekanntlich so lange zum Wasser, bis er bricht. Und so kam es auch in diesem Falle. Die Vetterleswirtschaft auf der Bank wurde immer augenfälliger, sodass die Personen, die um Edigers Vergangenheit wussten, besorgt wurden, es könne in der Bank ein ungutes Ende nehmen, und so sickerte etwas durch von Edigers Vergangenheit. Eines Tages erfuhr ich aus guter Quelle, dass Ediger als Leiter der Zentralschule rund 5 000 Rubel unterschlagen habe. Man sah mit Rücksicht auf seine Familie von einer Ahndung ab, entfernte ihn jedoch von der Schulleitung und erließ ihm die Schuld, da er sie nicht erstatten konnte. Diese Sache wurde auch der Revisionskommission der Bank bekannt, und diese sah sich veranlasst, infolgedessen die Bücher der Bank wirklich einmal gründlich zu prüfen. Da stellten sich dann eine große Anzahl unzulässiger Kredite heraus, unter anderem hatte Ediger sich selbst zirka 28 000 Rubel „geliehen“. Die Folge dieser Feststellung war, dass sowohl Ediger als auch Fey an die Luft gesetzt wurden. Es gab einen richtigen Skandal in Bankkreisen. Man hatte nunmehr erkannt, dass man den Wolf zum Schafhirten gemachte hatte. Denn wie im Fall mit der Unterschlagung in der Zentralschule, so kam es auch in der Bank: Da Ediger kein Vermögen besaß, so konnte man von ihm nichts bekommen. Die 28 000 Rubel mussten als Verlust abgeschrieben werden.

Jetzt rief alles wieder nach mir. Ich erhielt viele Besuche, die mich veranlassen sollten, die Leitung der Bank wieder zu übernehmen. Aber ich

lehnte ein für alle Mal ganz entschieden ab. Aber auf der darauffolgenden Generalversammlung, auf der ich nicht anwesend war, wurden viele Stimmen laut, die mich als Kandidaten zur Wiederwahl aufstellen wollten. Erst als ein guter Freund von mir öffentlich auf der Versammlung erklärte, dass ich ganz entschieden eine Wiederwahl ablehne, sah man von meiner Wahl ab, wählte mich aber doch in den Verwaltungsrat. Die Mitgliedschaft im Verwaltungsrat ist mehr ein Ehrenposten, man kommt nur einmal monatlich, im Bedarfsfalle auch öfters, zu ein- bis zweistündigen Beratungen zusammen. Um meinen Freunden, die meine Wahl mit großer Mehrheit erwirkt hatten, nicht vor den Kopf zu stoßen, nahm ich sie an und bekleidete dies Ehrenamt bis zu meiner Rückwanderung nach Deutschland im Dezember 1918.

Konzentration auf den Buchhandel

Nachdem ich mich von der Verwaltung der Bank zurückgezogen hatte, widmete ich mich wieder fast ausschließlich meinen eigenen Geschäften. Vor allem bemühte ich mich, den stark zurückgegangenen Buchhandel wieder in die Höhe zu bringen. Schon im ersten Jahre gelang es mir, den Umsatz gegenüber dem Vorjahre zu verdoppeln, und je länger und je mehr erkannte ich, dass der Buchhandel mir mehr Befriedigung gewährt als jede andere meiner bisherigen Tätigkeiten auf geschäftlichem Gebiet. Das Brunnenbau- und Pumpengeschäft ließ ich allmählich eingehen, zuletzt bohrte ich artesischen Brunnen im Kaukasus auf dem von den Mennoniten für ihre landlosen Ansiedler gekauften Land am Tereck. Nachdem ich dort mehrere sehr ausgiebige Brunnen gebohrt hatte, bot sich mir die Gelegenheit, das dort befindliche Bohrwerkzeug an ein Unternehmen günstig zu verkaufen, und so verkaufte ich alles, da mir diese Beschäftigung, trotzdem sie gewinnbringend war, nicht mehr zusagte. Ich konzentrierte mich nunmehr ganz auf den Buchhandel. Leider – muss ich sagen – konnte ich mich von den Gemeindeangelegenheiten des Prischiber Gebiets nicht befreien. Meine Mitarbeit war dort nötiger als je geworden. Es ist ein Kapitel, über das ich vielleicht, wenn mir Gesundheit erhalten bleibt, eine spezielle Niederschrift anfertigen werde, die das Thema „Das Schäferei-

kapital des Prischiber Gebiets, seine Entstehung und Verwendung“ behandeln wird. Ganz kurz muss ich diese Angelegenheit doch auch hier erwähnen. Sie hat in meinem Leben eine große Rolle gespielt, ich habe damit viel Zeit verbraucht, viel Unannehmlichkeiten und viel Arbeit gehabt.

Aufkauf von Land durch deutsche Kolonisten und weitere Auseinandersetzungen mit der Familie Heine

Wie noch einige andere deutsche Siedlungsgebiete, so besaß auch das Prischiber Gebiet zusammen mit dem Tochtergebiet Eugenfeld gemeinsam ein Landstück von 6500 Dess., das sogenannte „Schäferereiland“. Dies Landquantum war bei der Ansiedlung der Molotschnaer Dörfer als überschüssig von der Regierung zu einer Schäfererei bestimmt worden, die dazu dienen sollte, gute Zuchttiere zu erzeugen, in der Hauptsache für den Bedarf der deutschen Dörfer benannter Gebiete. Später, als die Schafzucht mehr und mehr dem Getreidebau als dem mehr gewinnbringenden Wirtschaftsgebiet weichen musste, und schließlich ganz einging, erhielt das Schäferereiland – wie es auch weiterhin immer benannt wurde – eine andere Bestimmung. Durch den stark entwickelten Getreidebau, namentlich Weizen, machte sich an der Molotschna bald Landmangel bemerkbar. Der Nachwuchs des Kolonistengeschlechts konnte am Ort nicht mehr voll mit Land befriedigt werden. Es gab sogenannte „Landlose“, die darauf drängten, dass das Schäferereiland für sie zu Siedlungszwecken freigegeben werde. Es mag so etwa in den Jahren 1857/60 gewesen sein, als die damalige Gebietsverwaltung entgegen dem Wunsch der Landlosen bei der Domänenverwaltung beantragte, die Einkünfte aus dem Schäferereiland zum Ankauf von Ländereien für landlose Kolonistensöhne benutzen zu dürfen. Das war vom Standpunkt der deutschen Kolonisten gesehen ein kluger Plan; denn wäre das Schäferereiland angesiedelt worden, so hätten etwa 100 Familien mit genügend Land versorgt werden können, für weiterhin wären dann aber keinerlei Quellen mehr vorhanden gewesen, um weiteren Landlosen zu Siedlungen zu verhelfen.

Im Domänenministerium saßen augenscheinlich keine besonders hellen Köpfe, jedenfalls aber keine weitsichtigen Staatsmänner, andernfalls hät-

ten sie dieses Projekt niemals genehmigt. Mit der Genehmigung dieses Projekts, – das Gleiche geschah auch mit den Schäferländereien anderer Gebiete –, wurden den deutschen Kolonisten solche Vorteile eingeräumt, wie sie selbst Staatsbürger russischer Nationalität nicht genossen. Zu der Zeit, als ich mit der Sache in Berührung kam, brachte das Prischiber Schäferland in runder Summe etwa 200000 Rubel jährlich an Pacht ein. Die Ansiedler, für welche aus diesen Summen Land gekauft wurde, mussten die Kaufsumme ohne Verzinsung in einer Reihe von Jahren – gewöhnlich 15 bis 20 Jahre – an die Schäferkasse zurückzahlen. Bei einem richtigen Funktionieren dieses Systems wären allein mittels dieser Hilfsquelle eine Landfläche in der Größe Thüringens in den Besitz deutscher Kolonisten gekommen. Wenn man dazu nimmt, was die gesamte Kolonistenchaft noch aus eigenen Mitteln alljährlich an Land zukaufte, was gewiss das Vielfache hiervon betrug, so ist es verständlich, dass die russischen, nationalistischen Zeitungen um die Jahrhundertwende das Gespenst der friedlichen Eroberung des Schwarzmeergebiets und ganz Südrusslands durch die deutschen Kolonisten an die Wand malten.

Die erste Ansiedlung aus Mitteln der Schäferkasse erfolgte auf einem von dem Grafen Kotschubey gekauften Gut im Gouvernement Cherson.¹² Es folgten dann weitere Käufe, 1882 der Kauf zweier größerer Güter der Grafen Kankrin im Gouvernement Jekaterinoslaw.¹³ Da zum Erwerb dieser letzteren zwei Güter die Mittel der Schäferkasse nicht ausreichten, trotzdem eine größere Hypothek auf einem der Güter lastete, so beschloss die Gebietsversammlung, sogenannte „Freikäufer“ zuzulassen – Personen aus dem Kolonistenstand der Prischiber und Eugenfelder Kolonien. Unter diesen Freikäufern zum Kankriner Land befanden sich ziemlich alle die Persönlichkeiten, die zu jener Zeit in der Gebietsverwaltung am Ruder waren, wie Oberschulz Hardock, Gebietsschreiber Heine und ihr gesamter Anhang. Diese Herren verstanden es so einzurichten, dass sie ein ganzes Dorf, bestehend nur aus

Freikäufern, bildeten, wobei sie sich, wohlbedacht, das beste Landstück aussuchten. Die Landlosen, für die das Land doch eigentlich gekauft war und die Freikäufer, die nicht zu den intimen Freunden der oben genannten Herren gehörten, wurden durch das Los mit Land zugeteilt, wobei Dörfer mit evangelischen und solche mit katholischen Siedlern gebildet wurden.

Wie schon erwähnt, ruhte auf einem der Güter eine größere Amortisationsschuld, und zwar in Goldrubeln an die Charkower Landbank. Bei der Berechnung des Gesamtkaufpreises der beiden Güter wurde jedoch die Geldschuld nicht in Papierrubel umgerechnet, da damals Papierrubel gleich Goldrubel galt. Durch Beschluss der Gebietsversammlung wurde die Bankschuld buchmäßig auf das ganze Land, also auch auf das nicht belastete, gleichmäßig verrechnet und auf die einzelnen Ansiedler proportional verteilt, sodass auch diejenigen Ansiedler und Freikäufer, die ihre Anteile auf unbelastetem Land erhielten, in den Genuss der Vorteile dieses Bankdarlehns kamen und die Freikäufer somit weniger bar zu bezahlen hatten. Das beste Landstück war beim Kauf frei von Bankschuld und diese ganze Manipulation wurde nur gemacht, um den Heine, Hardock und Genossen, die ihre Anteile auf schuldenfreiem Land hatten, die Möglichkeit zu geben, mit wenig Geld Landanteile zu erwerben und den Restbetrag durch langjährige Amortisationszahlungen zu begleichen. Im Grunde war dagegen nichts einzuwenden, dass die Freikäufer, die auf schuldenfreiem Land saßen, an der Bankschuld teilnahmen.

Aber nach einigen Jahren trat ein Ereignis ein, das der Bankschuldangelegenheit eine ganz andere Wendung gab. Der Finanzminister Witte¹⁴ führte eine Sanierung der russischen Finanzen durch, wobei der Papierrubel zu dem Goldrubel in das entsprechende richtige Verhältnis gebracht wurde, und zwar wurde ein Goldrubel = 1,50 Papierrubel festgesetzt. Die Folge hiervon war, dass für die auf dem Lande lastende Bankschuld von dann ab Zinsen und Amortisation in Goldwährung bezahlt oder verrechnet werden mussten,

¹² Das Gouvernement Cherson war eine 1802 gegründete Verwaltungseinheit im südwestlichen russischen Zarenreich am Schwarzen Meer (heute mehrheitlich zur Ukraine gehörend).

¹³ Das 1802 gegründete Gouvernement Jekaterinoslaw im südwestlichen Russland grenzte im Westen an das Gouvernement Cherson.

¹⁴ Der deutschstämmige Unternehmer Sergei Juljewitsch Witte (1849 bis 1915) war von 1892 bis 1903 russischer Finanzminister.



Der russische Finanzminister Sergei Juljewitsch Witte (Aufnahme von 1905).

was einer Erhöhung der Schuld um 50 Prozent gleichkam. Die erhöhte Zahlung, die von dann ab geleistet werden musste, passte aber dem Heine und Genossen, die auf unversetztem Land Anteile hatten, nicht – und so heckte der alte Heine einen schlaun Plan aus, um sich und seine Freundschaft nunmehr von dieser drückenden Bankschuld zu befreien. Nach gründlicher Vorbereitung brachte er beim S'chod einen Antrag ein, laut welchem es den Freikäufern auf unversetztem Land, die dazu in der Lage waren, freigestellt werden sollte, ihre Bankschuld an die Gemeinde restlos auszubezahlen. Motiviert wurde der Antrag damit, dass die Besitzer der Landanteile endlich Kaufbriefe haben möchten, welche ihnen von der Gemeinde laut Abmachung erst gegeben werden durften, wenn die gesamte Bankschuld getilgt war.

Der S'chod, der die Hintergründe dieses Antrags nicht erfasst hatte, fand sich dazu bereit, und Heine stellte darauf eine Berechnung an, wieviel Bankschuld von diesen Freikäufern noch zu fordern ist. Diese Berechnung wurde dann den betreffenden Freikäufern zugesandt, und es währte nicht lange, so hatten diese sämtlichen Freikäufer ihre Schuld bei der Gemeinde abgetragen, und die eingezahlte Summe, annähernd 60 000 Rubel in Papier, wurde der Charkower Landbank als Abzahlung geleitet. Niemand hatte

die Heine'sche Rechnung auf ihre Richtigkeit überprüft, der damalige, kurz zuvor gewählte Oberschulz Littig merkte erst dann, dass etwas nicht stimmt, als von der Bank die Abrechnung eintraf und er sehen musste, dass sich die Schuld bei der Bank nicht in dem Maße verringert hatte, wie es nach der Abzahlung der 60 000 Papierrubel hätte sein sollen. Da ich einer der drei Rechnungsprüfer war, so machte er mir vertraulich von diesem Umstand Mitteilung. Es war mir aber ganz unmöglich, ohne eine genaue Prüfung der Unterlagen den Sachverhalt festzustellen. Die Unterlagen waren aber im Gebietsamt, das doch rundum mit Heines besetzt war, also in unauffälliger Weise die Dokumente nicht zugänglich waren, auch dem Oberschulzen nicht. Auch Friedrich Heine jr., der sich in Tarutino als Lehrer nicht halten konnte, war mittlerweile nach Prischib zurückgekehrt und anstelle seines Vaters auf den Gebietsschreiberposten eingeschmuggelt worden. Der alte Heine aber bekleidete das Amt des Vorsitzenden des Wolostgerichts. Es musste also mit der Prüfung gewartet werden, bis die Jahresrechnung den Rechnungsprüfern vorgelegt wurde, was gewöhnlich erst im März/April der Fall war. Inzwischen hatten aber die Freikäufer auf dem versetzten Land schon ihre Zahlungsaufforderung nach der letzten Bankabrechnung erhalten, und zwar war ihnen neuerdings noch ein größerer Betrag abgerechnet worden, als es durch die 50-prozentige Goldumrechnung des vorhergehenden Jahres ohnehin geschehen war.

Diese Freikäufer protestierten darum gegen die neue Belastung und forderten energisch eine Nachprüfung ihrer Schuldigkeit. Diese Proteste gaben dem Oberschulzen die Möglichkeit, sich alle Unterlagen vorlegen zu lassen, um sie zu prüfen. Natürlich konnte sich hiergegen niemand im Gebietsamt auflehnen, und so konnte der Oberschulz mir die gesamten Unterlagen einstweilen vertraulich zur Prüfung vorlegen. Im Resultat dieser vorläufigen Prüfung musste ich feststellen, dass Heine bei der Berechnung der Schuldigkeit der Freikäufer des unversetzten Landes die Goldrubel als Papierrubel angenommen hatte, und somit einen um 30 000 Rubel geringeren Schuldbetrag herausgerechnet hatte, als tatsächlich in Papierrubeln an die Bank zu zahlen gewesen wären. Das war natürlich eine höchst überraschende Feststellung! Hatte sich der alte Schlaufuchs nun wirklich geirrt bei der Berechnung oder ist es mit

Absicht geschehen, das war die Frage. Ich kann sagen, dass ich sofort davon überzeugt war, dass es kein Irrtum, sondern glatter Betrug war, aber ich wollte das Letztere nicht aussprechen, da ich ja die betrügerische Absicht nicht nachweisen konnte.

Bald darauf wurden wir drei Rechnungsprüfer, Jakob Steininger aus Wasserau, Friedrich Dinkel aus Prischib und ich, sowie der Rechnungsprüfer des Eugenfelder Gebiets, Jakob Ziebarth, vom Oberschulzen Littig eingeladen zur Prüfung der Rechnung der gemeinsamen Angelegenheiten des Prischiber und Eugenfelder Gebiets. Steininger und Ziebarth kamen zum gleichen Resultat wie ich, Dinkel dagegen, als Anhänger Heines, der sich während der Prüfungsarbeiten dauernd von Heine beraten ließ, schloss sich unserer Ansicht nicht an. Als wir drei uns von der Richtigkeit unserer Auffassung vollständig überzeugt hatten, machte ich dem Oberschulzen und dem Heine davon offiziell Mitteilung, und zwar in der Form, dass Herrn Heine bei der Berechnung der Restschuld der Freikäufer auf unversetztem Land ein Irrtum unterlaufen sei. Trotzdem fuhr Heine mich wütend an und versuchte es, mich durch allerlei Drohungen mit dem Gericht wegen Verleumdung und so weiter einzuschüchtern. Natürlich verfehlten diese Drohungen bei mir ihre Wirkung vollkommen – im Gegenteil, sie bestätigten mir nur, dass Heine nicht irrtümlich, sondern bewusst falsch gerechnet hatte.

Ich arbeitete eine ausführliche Denkschrift in russischer Sprache für den S'chod aus, in welcher ich in unwiderlegbarer Klarheit und Deutlichkeit die falsche und die richtige Berechnungsweise darstellte. Diese Denkschrift wurde von Steininger, Ziebarth und mir unterschrieben, während Dinkel seinerseits mithilfe Heines ein Gutachten anfertigte, das die Heine'sche Berechnung als die richtige hinstellte. Dies Gutachten war aber so verworren und unklar, dass man ihm ansah, dass es ein Verlegenheitsprodukt war, dem jede, aber auch jede Beweiskraft fehlte. Beim nächsten gemeinsamen S'chod mit Eugenfeld hatte ich dann die Aufgabe, den Befund unserer Prüfung vorzutragen, was ich durch Verlesung der von uns dreien aufgestellten Denkschrift tat. Am Schluss enthielt diese Denkschrift die Aufforderung, durch S'chodbeschluss von den Freikäufern eine Nachzahlung des irrtümlich zu wenig berechneten Betrags von rund 30 000 Rubeln zu verlangen. Als ich mit der Verlesung fertig war, trat Heine vor

und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Verzig Johr hab ich der Gmoin redlich und treu gedient, und jetzt kommt so ein Buchbinder und will mir die Ehr abschneiden!“ Da ging mir das Blut denn doch auch hoch, und ich antwortete kurz angebunden: „Und was sind denn Sie? Ein Schneider!“ Die Lacher hatte ich auf meiner Seite, denn es war doch den meisten Abgeordneten bekannt, dass Heines Vater ein Schneider war, der seinerzeit von Dorf zu Dorf zog und in den Bauernhäusern Schneiderarbeiten machte. Nach diesem Zwischenfall verlas Dinkel auch sein Gutachten, das jedoch keinen Widerhall in der Versammlung fand. Im Resultat unterzeichneten die Abgeordneten in übergroßer Mehrzahl einen Gemeindecspruch, in dem von uns drei Prüfern vorgeschlagenen Sinne.

Ich fasse mich nun kurz. Die mit der Nachzahlung belegten Freikäufer verweigerten die Zahlung und strengten einen Prozess gegen die Gebietsverwaltung an. Der nächste S'chod musste nun einen Vertreter der Gemeindeinteressen wählen und wählte mich hierzu. Ich übergab die Verteidigung vor Gericht dem Rechtsanwalt Romanoff-Melitopol, den ich auf das Genaueste mit der Materie vertraut machte. Die Kläger verloren den von ihnen angestregten Prozess, der fast zwei Jahre währte, in allen Instanzen und hatten nun außer der Nachzahlung an Bankschuld auch noch die Prozesskosten zu zahlen. Einsichtige unter den Freikäufern hatten, gleich nachdem ihre Klage in erster Instanz abgewiesen wurde, ihre Schuld dem Gebietsamt einbezahlt, aber schließlich zahlten auch alle anderen, darunter auch die Heine'sche Sippe, nachdem der Prozess endgültig verloren war, wenn auch widerwillig ihre Beträge ein, da sie andernfalls eben keine Kaufbriefe (Eigentumsüberschreibung) von der Gebietsverwaltung bekommen hätten. Das nutzlose Prozessieren sowie die ganze Rechnungsangelegenheit hat der gesamten Heine'schen Sippe eine Schlappe eingetragen, von der sie sich niemals mehr erholen konnte. Sie verlor zusehends an Anhang. Ich aber wurde von der Gesellschaft umso heftiger angefeindet. Was mir in jener Zeit alles an Pasquillen und Schmähbriefen zuzuging, bewies am deutlichsten, auf welcher Seite das Recht war. Denn wer im Recht ist, gebraucht nicht solche schmutzige Mittel zu seiner Verteidigung. Ich habe niemals in meinem ganzen Leben einen anonymen Brief geschrieben.

Streit mit landlosen Ansiedlern

Noch eine andere Gemeindeangelegenheit nahm mich sehr in Anspruch, noch viel mehr als die eben genannte. Es handelt sich in diesem Falle um den Streit mit den auf dem Kankriner Land und auf Butschky im Poltawaer Gouvernement aus Mitteln des Schäferkapitals angesiedelten Landlosen.¹⁵ Die Landlosen sollten die reine Kaufsumme ohne Aufrechnung irgendwelcher Zinsen im Laufe von 15 Jahren in gleichen Teilen an die Schäferkasse zurückzahlen. So hatten zum Beispiel die Kankriner Ansiedler, die je 30 Dess. zugeteilt erhalten hatten, zum Preise von 45 Rubel pro Dess. den Gesamtbetrag von 1350 Rubel in 15 Jahren mit jährlich 90 Rubel zurückzuzahlen. Das waren drei Rubel pro Dess. jährlich, also wesentlich weniger als die Pacht des Landes betragen hätte. Anfangs zahlte auch ein Teil der Ansiedler die Jahresraten. Allmählich aber stellten sie allesamt die Zahlungen ein, da ein vermeintlich Gesetzkundiger unter ihnen herausgefunden hatte, dass die landlosen Ansiedler gar nicht verpflichtet seien, das zugeteilte Land zu bezahlen, sondern dass nach dem Ukas (Gesetz) über die Verwendung der Einkünfte aus dem Schäferkapital das Ansiedlerland kostenlos überlassen werden müsse. Es muss zugegeben werden, dass dieser Ukas leider nicht absolut klar und einwandfrei über diesen Punkt Aufschluss gab, man konnte tatsächlich im Zweifel sein, wie der betreffende Passus auszulegen sei.

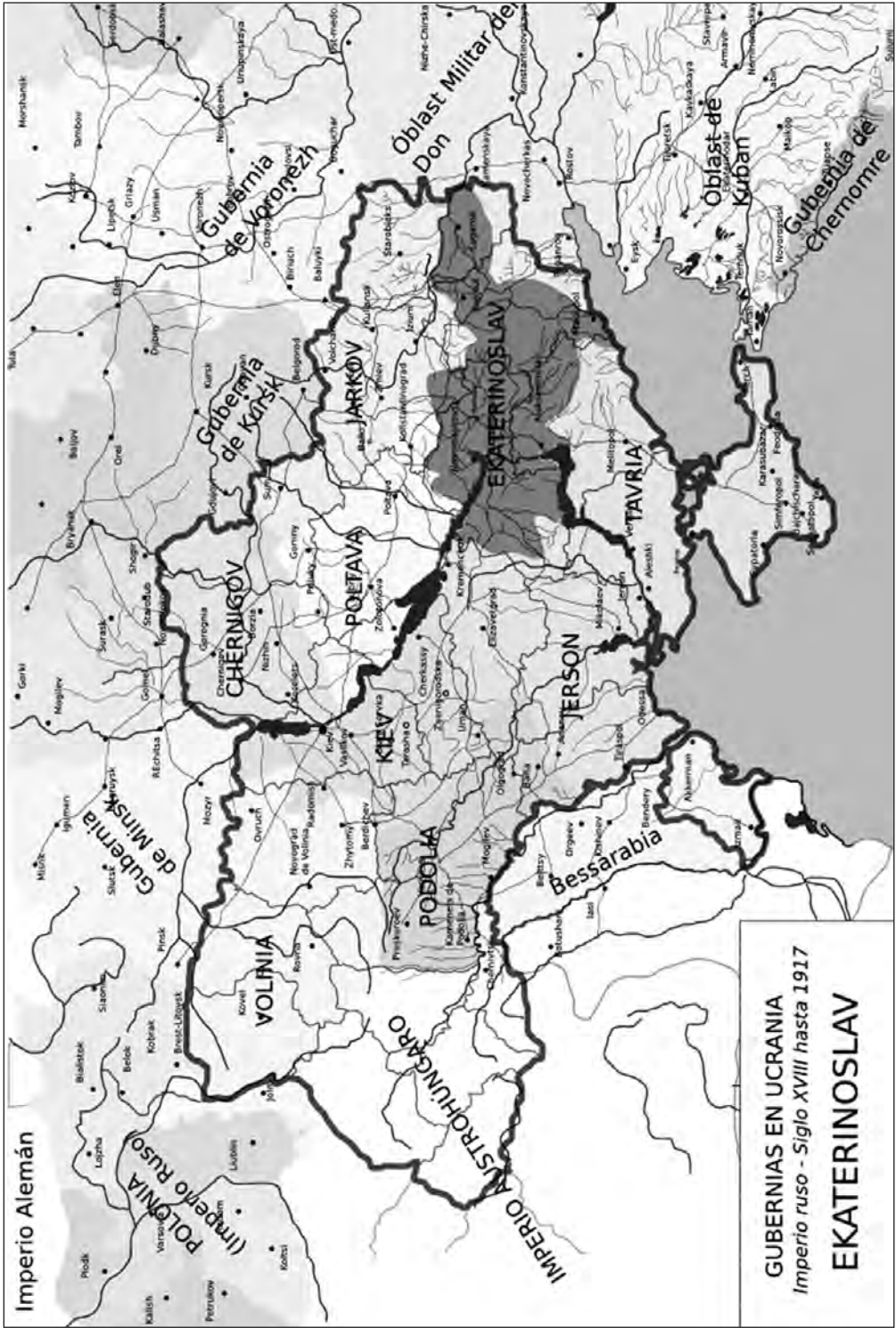
Aufgestachelt wurden die Ansiedler von einem gewissen Samuel Kludt aus Bessarabien, der in Kolonistenangelegenheiten und -gesetzen nicht unbewandert war, und der die Vertretung der landlosen Ansiedler vor Gericht übernommen hatte.¹⁶ Leider war der Mann ein Trunkenbold und deshalb wenig vertrauenswürdig. Er veranlasste die Ansiedler zu einer Klage gegen die Gebietsverwaltung, welche Klage sich jahrelang hinzog, bis sie endlich auch vom höchsten Gericht zuungunsten der Ansiedler entschieden wurde. Prozessbevollmächtigter vonseiten der Gebietsverwaltung war anfangs derselbe Gebietschreiber Heine sr., später aber Littig und Fey. Mit

der Zurückweisung der Klage der Ansiedler durch das Gericht war jedoch für die Schäferkasse gar nichts gewonnen, denn die Ansiedler verweigerten nach wie vor die Zahlung. Um die Angelegenheit aber endlich einmal ins Reine zu bringen, strengte die Gebietsverwaltung nun ihrerseits gegen einen der Ansiedler – kostenhalber nur gegen einen – eine Klage an, um diesen Ansiedler wegen Zahlungsverweigerung von dem ihm zugeteilten Land zu entfernen. Auch dieser Prozess währte längere Zeit, wurde aber ebenfalls zugunsten der Gemeinde entschieden, und der betreffende Ansiedler wurde zwangsweise von dem ihm zugeteilten Landanteil und von Haus und Hof entfernt, da er trotz des Gerichtsbeschlusses jede Zahlung verweigerte.

Es lässt sich denken, dass diese Maßregel alle Ansiedler sehr erregte und gegen die Gebietsverwaltung beziehungsweise die Bevollmächtigten Littig und Fey verbitterte. Sie beschlossen samt und sonders, trotz und alledem nichts zu zahlen, sie wollten es darauf ankommen lassen, dass auch gegen jeden Einzelnen von ihnen geklagt wird und sie durch Gerichtsbeschluss zwangenteignet wurden. Somit war durch die Exmittierung des einen Ansiedlers für die Gebietsverwaltung beziehungsweise die Schäferkasse wieder rein gar nichts erreicht worden. Der Karren war nun aufs Äußerste verfahren, man stand einfach ratlos da. Die beiden bisherigen Bevollmächtigten Littig und Fey sagten sich von der weiteren Vertretung der Gemeindeinteressen los, und so sah sich die Gemeinde gezwungen, andere Bevollmächtigte zu wählen. Einstimmig wurden der Eugenfelder Oberschulz Karl Repp und ich gewählt. Ich wollte diese Wahl gar nicht annehmen, denn ich sah ja gut die großen Schwierigkeiten voraus, die mir mit Übernahme dieser Vollmacht erwachsen würden. Zudem sah ich zunächst auch gar keine Möglichkeit, wie die äußerst verfahrenen Angelegenheit geregelt werden könnte. Denn die Vertreibung sämtlicher Ansiedler von ihren Landanteilen wäre von mir niemals ins Auge gefasst worden; man redete mir aber von allen Seiten so zu, bis ich bereit war, die Wahl anzunehmen.

¹⁵ Das 1802 gegründete Gouvernement Poltawa lag im Zentrum der Ukraine und grenzte im Süden an die Gouvernements Jekaterinoslaw und Cherson.

¹⁶ Samuel Kludt (1833 bis 1903) verfasste in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mehrere Bücher und zahlreiche Artikel, die sich mit den Rechten der deutschen Ansiedler in Südrussland beschäftigten.



Das Gouvernement Poltava befand sich nordwestlich des auf dieser Karte hervorgehobenen Gouvernements Jekaterinoslaw.

Damit hatte ich mir aber eine schwere Bürde aufgeladen, die mir viel Arbeit machte und viel Zeit raubte und die ich zu meinem größten Leidwesen doch nicht so lösen konnte, dass ich davon befriedigt gewesen wäre. Aber gelöst habe ich sie zusammen mit meinem Kollegen Repp. Wir besuchten zunächst einmal sämtliche Ansiedlungen, versammelten die Ansiedler im Dorfamt und versuchten es, sie durch vernünftige und gütigen Zuspruch zu bewegen, ihre starre Haltung, die zu nichts Gutem führen konnte, aufzugeben. Ich wandte meine ganze Überredungskunst auf, um das schwere Problem zur beiderseitigen Befriedigung zu lösen. In mehreren Gemeinden hatten wir auch insoweit Erfolg, als man uns wenigstens ohne großen Widerspruch anhörte, ja, dass sich sogar Einzelne mit unseren Vorschlägen einverstanden erklärten. In anderen Gemeinden aber fanden sich so schroffe Gegner, dass wir kaum imstande waren, unsere wohlgemeinten Vorschläge und Erklärungen vorzutragen. Im Resultat war es schließlich aber so, dass sich wohl in jeder Gemeinde einzelne Ansiedler bereit erklärten, ihr Land unter den von uns vorgeschlagenen Bedingungen auszubezahlen beziehungsweise zu übernehmen, aber kein einziges Dorf war bereit, geschlossen auf unsere Bedingungen einzugehen. Wir erstatteten dem S'chod Bericht über den ziemlich negativen Erfolg unserer Bemühungen und erhielten dann auf unseren Vorschlag die Ermächtigung, auch mit einzelnen Ansiedlern Verträge abzuschließen, sofern sich ganze Gemeinden nicht willig zeigten, ihr Land zu übernehmen. Wir entschlossen uns zu diesem Vorgehen nach reiflicher Überlegung, da ein anderer Ausweg nicht möglich war.

Wir machten den Kankriner und Butschker Ansiedlern ganz formell schriftlich folgenden Vorschlag: Wir scheidet für diejenigen Ansiedler eines Dorfes, die damit einverstanden sind, so viel Land, als ihnen zukommt samt den dazugehörigen Hofstellen aus dem ganzen Landkomplex aus, übertragen auf das ausgeschiedene Land so viel von der Bankschuld, als sie der Gemeinde noch schuldig sind – also im Höchsthalle 1350 Rubel – und übereignen ihnen dann dieses Land durch notarielle Verträge ohne Kosten für sie. Dadurch werden sie fernerhin Schuldner der Bank, während die Gemeinde keine Ansprüche mehr an sie hat. Für das Land derjenigen Ansiedler aber, die sich nicht bereit finden, auf unseren Vorschlag

einzugehen, wird die Gemeinde fernerhin keine Zahlungen mehr an die Bank leisten. Es bleibt diesen Ansiedlern überlassen, die fälligen Zins- und Amortisationszahlungen selbst der Bank einzuzahlen. Tun sie das nicht, so macht die Bank von ihrem Recht Gebrauch und verkauft das Land der säumigen Zahler in öffentlicher Auktion.

Dieses Zwangsmittel mag rigoros erscheinen – aber wenn man in Betracht zieht, dass dieses Land zu der Zeit bereits einen Wert von 300 bis 400 Rubel pro Dess. hatte, während es den Ansiedlern nach langjähriger kostenloser Benützung auch jetzt noch um den ursprünglichen Kaufpreis von 45 Rubel pro Dess. überlassen wurde, so könnte man sich höchstens darüber verwundern, dass wirklich nicht gleich alle Ansiedler auf unser Angebot eingingen. Ehe ich diese Angelegenheit weiterbehandle, muss ich hier kurz einschalten, dass inzwischen – dieser Liquidationsvorgang zog sich viele Jahre hin – auf dem Prischiber Gebietsamt große Veränderungen eingetreten waren. Die gesamte Heine'sche Sippe, Friedrich Heine sr., seine Söhne Friedrich jr. (Gebietsschreiber), Karl (Buchhalter), Wilhelm (Schriftführer beim Wolostgericht) und Waldemar (Schreibgehilfe), war restlos aus dem Gebietsamt entfernt worden. Was zu dieser Säuberung den letzten Anstoß gab, wird später in dieser Niederschrift gesagt werden. Neue Männer waren auf die verantwortlichen Posten berufen worden: zum Gebietsschreiber war Gustav Hein aus Eugefeld berufen worden, zum Buchhalter Lebrecht Stark, gewesener Lehrer aus Prischib, Oberschulz war immer noch Gottlieb Littig. Die Arbeit mit der Liquidierung der Ansiedlerangelegenheit war mir durch die neuen Männer wesentlich erleichtert worden. Namentlich der Buchhalter Stark war mir eine sehr wertvolle Hilfe bei den mannigfachen Ermittlungen, Berechnungen und so weiter. Allerdings bemühten sich aber die entfernten Heines, mir Steine in den Weg zu legen, wo sie nur konnten. Ganz besonders der alte Heine nahm jede Gelegenheit wahr, um die Kankriner und Butschker Ansiedler gegen mich aufzuhetzen, nachdem ich mein Projekt der Liquidation bekannt gegeben hatte. Ihm ist es nach meiner Überzeugung hauptsächlich zu danken, wenn nicht alle Ansiedler ihr Land übernommen haben. Eine ganz ansehnliche Anzahl der genannten Ansiedler meldeten sich bald nach unserer Aufforderung zur Übernahme ihres Landes. Das forderte sehr schwierige Arbeit mit der Berechnung und

Ausscheidung der einzelnen Teile aus dem Gesamtkomplex der Dörfer. Auch die Charkower Landbank, deren Erlaubnis wir haben mussten, um diese Ausscheidungen vorzunehmen, machte Schwierigkeiten. Erst nach mehrfachen eingehenden Verhandlungen konnten wir von der Bank die Genehmigung für unser Vorhaben erhalten. Es mussten genaue Pläne der abzuteilenden Landparzellen angefertigt und der Bank samt anderen Dokumenten vorgelegt werden. Aber die Angelegenheit hatte nun doch Zug bekommen. Eine Partie nach der anderen bekam ihre Kaufbriefe, die beim Tokmaker Notar Micheenko ausgefertigt wurden. Es gelang im Laufe mehrerer Jahre, Dreiviertel des Landes der Kankriner und Butschker Siedlungen den Ansiedlern zu überschreiben und ihnen somit zu erhalten.

Mein sehnlichster Wunsch, auch den hartnäckigsten Ansiedlern ihr Land zu erhalten, ist leider nicht in Erfüllung gegangen, ist gescheitert an der bodenlosen Verbohrtheit dieser verhetzten Menschen. Die Gebietsverwaltung stellte schließlich tatsächlich die Zahlungen bei der Bank ein, und da die Ansiedler selbst auch nicht zahlten, so kam das Land zum Verkauf durch öffentliche Auktion. Ein Mennonit namens Unger kaufte es. So endete eine öffentliche Angelegenheit der Molotschnaer Kolonien, die viel Staub aufgewirbelt hat, viel Hass und Zwietracht zwischen sonst friedlichen Menschen auslöste, alles dank der Unfähigkeit der leitenden Personen, die die ganze Landlosenfrage und Siedlung von Anfang an falsch und eigennützig behandelten. Hätte man den Siedlern sofort nach deren Ansiedlung Kaufbriefe auf ihr Land gegeben, die Bankschuld auf sie überführt und für die Restzahlung Hypotheken zugunsten der Schäfereikasse eintragen lassen, dann hätte es niemals eine „Kankriner Frage“ gegeben, und Hunderttausende von Rubeln, die alle diese Prozesse und was Drum und Dran war, kosteten, wäre der Wohlstand der Kolonien erhalten geblieben.

Bestechung beim Aufkauf eines Landgutes aus Mitteln der Schäfereikasse und Ende der Auseinandersetzungen mit der Familie Heine

Bald nachdem mein Kollege Repp und ich mit der Liquidierung der Kankriner und Butschker

Angelegenheit betraut worden waren, fasste der gemeinsame Prischiber und Eugenfelder S'chod den Beschluss, wieder ein Landgut aus Mitteln der Schäfereikasse zu kaufen zur Ansiedlung Landloser. Bevollmächtigte wurden gewählt und ausgesandt, ein geeignetes Landgut zu finden. Ein solches fand man im Ufaschen Gouvernement im Umfang von rund 11 000 Dess. Nachdem eine zweite Kommission das Landgut eingesehen und dessen Kauf befürwortet hatte, wurde der Kauf von dem S'chod beschlossen. Wie bei allen Landkäufen, die aus Mitteln der Schäfereikasse getätigt wurden, munkelte es bald auch nach diesem Kaufe, dass die Bevollmächtigten und auch der Oberschulz Littig Bestechungen von dem Verkäufer angenommen hätten. Namentlich gegen Oberschulz Littig, der den Heines ein großer Dorn im Auge war, richteten sich diese Verdächtigungen, die schließlich eine ganz konkrete Form annahmen. Zu dieser Zeit waren noch alle Heines im Gebietsamt tätig. Friedrich Heine jr. war Gebietschreiber. Eines schönen Tages, als wieder ein S'chod versammelt war, präsentierte der frühere Oberschulz Hardock der Versammlung einen Brief des Landmaklers Baatz an den Gebietschreiber Friedrich Heine, aus dessen Inhalt vermutet werden konnte, dass Littig von Baatz eine Bestechungssumme erhalten habe. Littig leugnete diese Anschuldigung glattweg und drohte mit einer Klage gegen die Verleumder. Er reiste sofort nach Samara zu dem Makler Baatz und brachte nun seinerseits eine ganze Anzahl Briefe im Original mit, die Gebietschreiber Friedrich Heine jr. dem Baatz geschrieben hatte. Der Inhalt dieser Briefe, mit welchen ich sofort bekannt gemacht wurde, war geradezu eine Sensation!

Diese Briefe enthielten eine solche Masse Schlechtigkeit, Gemeinheit und Dummheit, die man dem Schreiber dann doch nicht zugetraut hatte. Um einen Betrag von 30 000 Rubel an Bestechungsgeld hat Heine das ganze Gebiet verraten, indem er dem Makler jeden amtlichen Vorgang in der Landkaufsache sofort kurz telegrafisch und dann brieflich ausführlich mitteilte. Durch diesen Verrat konnte der Verkäufer einen wesentlich höheren Kaufpreis durchsetzen, denn er hatte ja durch Heine erfahren, dass die Gemeinde (S'chod) beschlossen hatte, das Landgut zu kaufen. Selbstverständlich bestand er dann fest auf den geforderten Preis. Es war geradezu unbegreiflich, wie dieser Mensch, der selbst den

ungeheuerlichsten Verrat an der Gemeinde für Bestechungsgeld begangen hatte, durch den die Gemeinde gewiss um 100 000 Rubel geschädigt wurde, es wagen konnte, den Oberschulzen Litig mit ganz unzulänglichen Beweismitteln der Annahme von Bestechungsgeldern zu verdächtigen. Diese Dummheit und Kurzsichtigkeit brach ihm das Genick. Denn jetzt war endlich die Gelegenheit gekommen, das Gebietsamt von der Heine'schen Familie zu säubern.

Ich ging sofort mit einem scharfen Vorstoß durch einen ausführlichen Artikel in der Odessaer Zeitung vor, in welchem ich die belastendsten Teile der Heine'schen Briefe an Baatz im Originaltext brachte.¹⁷ Dass ich diesen Verräter und Dummkopf ordentlich aufsitzen ließ, ist begreiflich. Die Folge hiervon war, dass Heine in derselben Zeitung eine Entgegnung brachte, in welcher er ablegnete, dass er Bestechungsgelder erhalten habe und dass er niemals Briefe solchen Inhalts an Baatz geschrieben habe. Ich hätte seine Briefe gefälscht, um ihn zu vernichten. Wie beschränkt dieser Mensch war, geht auch aus dieser bodenlos dummen Verteidigung hervor. Ich sandte sofort die Originalbriefe an die Redaktion der Odessaer Zeitung und bat um die restlose Veröffentlichung derselben unter Bestätigung, dass die Briefe von Heines Hand eigenhändig geschrieben sind, und dass an denselben keinerlei Änderungen von anderer Hand vorgenommen seien. Gleichzeitig forderte ich Heine auf, seine Anschuldigung, ich hätte seine Briefe gefälscht, öffentlich in der Zeitung zu widerrufen, widrigenfalls ich gegen ihn klagbar würde. Heine erwiderte darauf nochmals in der Zeitung mit Verlegenheitsphrasen, die weder Kopf noch Fuß hatten. Unter anderem erinnere ich mich folgender Stilblüte: „Schaad sät mit seinen Artikeln nur den Samen der Feindschaft in die Herzen der Gemüter.“ Seine Anschuldigungen widerrief er nicht. Infolgedessen strengte ich beim Landgericht in Melitopol eine Klage gegen ihn an wegen Verleumdung. Das brachte mir die undankbare Arbeit, seine stillosen Briefe und seine Zeitungsartikel in die russische Sprache zu übersetzen. Denn wenn auch das Gericht nicht die strafbaren Handlungen Heines, wie sie aus diesen Briefen ersichtlich waren, zu beurteilen hatte, da diese von mir nicht unter Klage

gestellt waren, so musste es doch den Inhalt der Briefe kennen und prüfen, ob Fälschungen an dem Text vorgenommen waren.

Wie dieser Prozess ausgehen musste, war für jedermann klar, nur nicht für den Beklagten selbst. Gute Freunde von ihm, die auch mir nicht gerade feindlich gesinnt waren, versuchten zwischen uns zu vermitteln, redeten Heine zu, er solle seine Anschuldigung widerrufen und ich solle dann meine Klage zurückziehen. Ich war jedoch zu solchem Kompromiss nicht bereit und erklärte, dass ich die Klage unter keinen Umständen vor der Verhandlung zurückziehen würde. So kam es zur Gerichtsverhandlung in Melitopol, zu welcher viele Leute aus den Dörfern erschienen waren. Das Gericht war in die Verhandlung bereits eingetreten, die Heine'schen Briefe wurden ihm im Original vorgelegt, und er wurde gefragt, ob er diese Briefe geschrieben habe, was er bejahte. Darauf wurde er befragt, ob er Fälschungen an den Briefen feststellen könne. Nach sehr eingehender Besichtigung musste er die Frage verneinen. Darauf stellte Heines Anwalt den Antrag, die Sitzung für zehn Minuten zu unterbrechen, um noch einen Versuch zu machen, die Gegner zu einer freiwilligen Vereinbarung zu bringen. Der Anwalt wusste ja nun ganz genau ebenso wie ich, dass Heine eine Gefängnisstrafe von einem Monat drohte. Mein Anwalt Romanoff unterstützte den Antrag seines Kollegen ohne mein Einverständnis hierzu gehabt zu haben, und so unterbrach das Gericht die Sitzung für zehn Minuten. Ich wurde nun von allen Seiten bestürmt, doch nachzugeben und mich mit Heine ohne gerichtlichen Beschluss zu einigen. Selbst mein Anwalt schloss sich diesem an und redete mir auch zu. Ganz besonders aber bemühte sich Küster Fritz Blank: Er meinte, ich solle doch Rücksicht nehmen auf Heines Familie und ich solle ihm doch nicht die Schande antun, im Gefängnis zu sitzen und so weiter. Anstatt zehn Minuten währte die Unterbrechung der Gerichtssitzung mehr denn eine halbe Stunde. Einige Male waren wir schon aufgefordert worden, im Gerichtssaal zu erscheinen. Schließlich hatte mein Anwalt eine Formel der Einigung gefunden und zu Papier gebracht, mit der ich mich des Friedens halber einverstanden erklärte. In diesem Schriftstück, das Heine

¹⁷ Die Odessaer Zeitung war eine 1861 in Odessa gegründete deutsche Zeitung. Ihr Erscheinen wurde 1918 eingestellt.

„Odessaer Zeitung“

46. Jahrgang.

Einzigste täglich erscheinende deutsche Zeitung in Südrussland. Täglich ausführliche telegraphische Berichte über die Verhandlungen der Reichsduma. Durch eine stattliche Schar von Mitarbeitern finden alle Fragen des Lebens der deutschen Kolonisten in Kirche, Schule, Gemeinde und Wirtschaft die eingehendste Beleuchtung namentlich in „Kolonialen“ der „Odessaer Zeitung“. Täglich eine gedrängte sorgfältig bearbeitete Übersicht der auswärtigen politischen Ereignisse. Durch eine illustrierte Beilage werden dem Leser die Bildnisse der hervorragendsten Männer des öffentlichen Lebens und sonstige Bilder vorgeführt. Ein Reich von besonderen Korrespondenten gibt uns die Möglichkeit, jederzeit die zuverlässigsten zeitgemäßen Berichte über den Stand der Saaten und die Ernteausichten zu bringen, was keine Tageszeitung in ganz Rußland in gleichem Umfang bietet, wie die „Odessaer Zeitung“. Ihr Verbreitungsgebiet sind die Gouvernements: Wessarabien, Cherson, Taurien, Zerkaterhobslaw, Wolhynien, Podolien, Charkow, Zaradow, Samara, Orenburg, Ufa, Kijew, Siedlez, Lublin, Warschau, Plokt, Radom, Peltaw, Astrachan, Dongebiet, Kas- und Transkaukasien, Dagestan, Turkestan, Almollinsk-Gebiet, Sibirien, d. h. überall da, wo deutsche Kolonisten wohnen.

Die „Odessaer Zeitung“ ist das verbreitetste Blatt in den Kolonien. Sie ist daher insbesondere ein erschlüssiges Anzeigebblatt für Fabrikanten und Verkäufer landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, ferner für Zuchtvieh, Sämereien, überhaupt für alles, was mit der Landwirtschaft zusammenhängt, denn die „Odessaer Zeitung“ kommt täglich in die Hände von wenigstens 8000 kaufkräftigen Landwirten.

Um den Bezug der „Odessaer Zeitung“ zu erleichtern, haben wir sämtliche Buchhandlungen und Konsumvereine in den Kolonien ermächtigt, Bestellungen auf die „Odessaer Zeitung“ entgegen zu nehmen, und den Abonnementsbetrag teilweise, oder unter gewissen Umständen auch ganz zu stunden bis nach der Ernte. — Probenummern versenden wir an jede Adresse, die uns zu diesem Zweck angegeben wird, in beliebiger Zahl.

Der Abonnementspreis beträgt: jährlich . . . Rbl. 10 — Kop. =
halbjährlich . . . Rbl. 6 — Kop.
vierteljährlich Rbl. 3 — Kop.
monatlich . . . Rbl. 1 25 Kop.

Adresse: Редакция газеты „Одессаеръ Цейтунгъ“ („Odessaer Zeitung“)
Одесса, улица Кодратено № 28.

Ohne Preiserhöhung auch durch die
Buchhandlung H. J. Braun, Halbstadt, zu beziehen.

nach Verlesung vor Gericht unterzeichnen musste, erklärte er, dass er sich überzeugt habe, dass keine Fälschungen an seinen Briefen vorgenommen worden seien, und dass er diese Beschuldigungen, die er bereue, zurücknehme und eine Buße von 100 Rubel zugunsten des Melitopoler Kinderheims einzahlen werde. Als Heine unterzeichnet hatte, erklärte ich dem Gericht, dass ich meine Klage nunmehr zurückziehe, und damit war der Prozess zu Ende.

Aber auch die Heine'sche Vetterleswirtschaft auf dem Gebietsamt war für immer zu Ende. Oberschulz Littig hatte gegen sich eine Disziplinaruntersuchung beantragt, die vom Semschik Natschalnik durchgeführt wurde mit dem Ergebnis, dass die Beschuldigung, Littig habe Bestechungsgelder angenommen, nicht erwiesen sei. Den Denunzianten, Gebietschreiber Heine jr. suspendierte er von seinem Posten, und den anderen Heines wurde nahegelegt, sich zu verabschieden. So kamen auf die von der Familie Heine seit vielen Jahren in Erbpacht besetzten Posten neue Männer, deren ich schon an anderer Stelle Erwähnung getan habe. Zu jener Zeit hatte ich die feste Absicht, mich von allen Gemeindeangelegenheiten zurückzuziehen und mich zu nichts mehr wählen zu lassen. Denn erstens hatte ich viel Arbeit, Ärger und Unannehmlichkeiten damit und keinerlei materiellen Nutzen davon, da ich alles ehrenamtlich tat und mir nur die direkten Reisekosten rückvergüten ließ. Zweitens kostete mich all diese Arbeiten und Händel auch so viel Zeit, dass ich mein eigenes Geschäft vernachlässigen musste. Als ich dem Oberschulzen Littig bei einer bevorstehenden Wahl sagte, dass ich nicht wieder gewählt werden möchte, da wollte er das gar nicht gelten lassen und versuchte mich zu überreden. Ich zog es aber vor, auf dem betreffenden S'chod gar nicht zu erscheinen. Als ich glaubte, dass die Sitzung bereits beendet sei, wurde ich mit einem Mal auf das Gebietsamt gebeten. Ich ging hin, und da erklärte mir der Oberschulz vor dem noch versammelten S'chod, dass man mich einstimmig wieder gewählt und dass mir der S'chod 1000 Rubel als Ehrengabe bewilligt habe für meine uneigennützige Arbeit für das Gemeinwohl, und ich solle doch die Wahl annehmen. Alles stürmte auf mich ein und redete mir zu. Was sollte ich machen? Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Wahl unter solchen Umständen wieder anzunehmen. Ich möchte hier gleich bemerken, dass ich

die 1000 Rubel zur Einrichtung einer elektrischen Beleuchtung unseres Hauses und der Buchdruckerei benutzt habe. Die Dynamomaschine wurde von dem Motor der Buchdruckereimaschinen angetrieben. Auf diese Weise hat die Ehrengabe am besten ihren Zweck erfüllt.

Geburt weiterer Kinder und gesundheitliche Probleme

Doch nun zurück zu meinen persönlichen, geschäftlichen und Familienangelegenheiten. Am 4./17. Juni 1900 ist uns ein Sohn, Johann Gottlieb, geboren worden, was natürlich große Freude auslöste, nun war ein Stammhalter da. Diese Entbindung hat meine liebe Frau überraschend gut überstanden, und der ganze Vorgang währte kaum eine Stunde, trotzdem Hans ein recht kräftiges Kind war. Die Schwiegermutter war wieder gekommen und pflegte sorgsam Mutter und Kind. Nun hatten die beiden Schwesterchen ein Brüderlein, und es war eitel Freude im ganzen Hause.

Nach dem Stammhalter Hans wurde uns am 1./14. Dezember 1901 unser zweiter Sohn Rudolf Friedrich geboren. Die Zeit seiner Geburt sowie die fünf bis sechs Monate vor seiner Geburt stehen mir besonders fest in Erinnerung, da dies die Zeit meiner ersten Venenerkrankung war, die mich mehr als ein halbes Jahr ans Krankenlager fesselte. Ich hatte mir im Juni 1901 nach einem heftigen Regen mit Hagel eine Erkältung zugezogen, da ich in dem kalten Wasser im Garten ohne Schuhe und Strümpfe mit bloßen Beinen herumhantierte, um junge Bäume, die unter Wasser gekommen waren, mit Stützen zu versehen. Nach einigen Tagen stellte sich hohes Fieber bei mir ein. Ich war trotzdem in die Bank nach Halbstadt gefahren, musste aber, da ich starke Kopfschmerzen bekam, vorzeitig nach Hause fahren und ließ den Arzt, Dr. Martinson, holen, der zunächst feststellte, dass ich 40 Grad Fieber hatte. Ich musste mich sofort ins Bett begeben und wurde zunächst abwartend behandelt. Da sich keine Erkrankung innerer Organe feststellen ließ, so vermutete der Arzt Typhus und behandelte mich entsprechend. Erst nach Ablauf von vier bis fünf Tagen zeigte sich die wahre Krankheit: eine starke Venenentzündung an beiden Beinen und etwas schwächer auch in den Armen. Die Behand-

lung war außerordentlich erschwert, da dem Arzt derartige Venenentzündungen nicht bekannt waren und auch in der ihm zugänglichen medizinischen Literatur nichts darüber gesagt war. Versucht wurde alles Mögliche, aber wirklich geholfen hat nichts. Die Erfahrung lehrte uns, dass das wirksamste Mittel zimmerwarme Kompressen waren. Sie linderten den Schmerz und wirkten wohl auch durch die entwickelte Wärme heilend. Für meine liebe Frau war das eine schwere Zeit. Außer dem großen Haushalt hatte sie nun auch mit meiner Pflege viel zu tun, die sie mit großer Geduld und Liebe ausübte. Im September war ich so weit hergestellt, dass ich auf Krücken im Zimmer herumhumpeln konnte. Das rechte Bein, das im Allgemeinen etwas weniger gelitten hatte, konnte ich bald fester aufsetzen, und schließlich konnte ich mit nur einer Krücke gehen.

Auf ärztlichen Rat, dem auch mein Bruder Albert beipflichtete, sollte ich noch Seebäder in diesem Jahre nehmen. Da an der Südküste der Krim noch sehr schönes warmes Wetter war, so reisten meine Frau und ich anfangs Oktober nach Theodosia und begaben uns dort in ein Sanatorium „Dobryi Prijut“, das etwas außerhalb der Stadt

gelegen war und von einem Bekannten von mir bewirtschaftet wurde. Gehen konnte ich zwar mit nur einer Krücke, aber es ging doch noch recht schlecht. Zunächst nahm ich Wannensäuer, da das Meerwasser doch etwas kalt war für den Anfang. Nach einer Woche aber riskierte ich ein Meerbad für einige Minuten. Am nächsten Tage nahm ich dann nochmals ein Bad im Meer, und damit war die Baderei für mich beendet, denn am dritten Tage morgens verspürte ich am linken Bein wieder verdächtige Schmerzen, und was ich befürchtete trat ein: an der empfindlichsten Stelle, wo die Vena saphena über den Knöchel am Fuße führt, zeigte sich eine Rötung: eine neue Entzündung. Diese breitete sich in den nächsten Tagen noch weiter aus, allerdings ohne große Dimensionen anzunehmen. Sie genügte aber, mich wieder fest ans Bett zu fesseln. So lag ich etwa einen Monat im Sanatorium, bis ich wieder so weit hergestellt war, dass wir mit Mühe die Rückreise nach Prischib antreten konnten. Diese unerwartete neue Erkrankung der Vene hat mich mehr deprimiert als die erste schwere Erkrankung. Sie brachte mir zum Bewusstsein, dass ich ein Invalide geworden sei, wenn das auch – Gott



Theodosia auf der Krim (Gemälde von Carlo Bossoli 1856).

sei Dank – nicht in dem Maße der Fall war, als ich zunächst befürchtet hatte. Das waren recht schwere Zeiten für uns beide, besonders auch für meine liebe, um mich besorgte Frau, die zudem ein Kind unter dem Herzen trug. Die Rückreise ging verhältnismäßig gut vonstatten, doch musste ich zu Hause noch längere Zeit auch am Tage im Bett liegen, um den Fuß nicht anzustrengen.

Am 1./14. Dezember erblickte dann Rudi das Licht der Welt. Ich war sehr unglücklich, im Nebenzimmer tatenlos liegen zu müssen, bis die schwere Stunde – es waren in diesem Falle Stunden – vorüber war. Dass uns wieder ein Sohn geschenkt worden war, machte uns große Freude, hatten wir nun doch zwei Pärchen, und – wie gelegentlich gesagt wurde – für jeden Buben eine Njanja, zu deutsch ein Kindermädchen. Während des Krankenlagers schrieb ich die bekannten Schnurren in Pfälzer Mundart: „Der Maischterschuss“, „E’Symbaddiekur“ und „Reiseabenteuer“.

Reise nach Lustdorf bei Odessa

Von den geschäftlichen Begebenheiten dieser Zeit schrieb ich schon in einem früheren Abschnitt. Dadurch, dass ich meinen Posten in der Bank 1902 niederlegte, konnte ich mich wieder ganz meinem Geschäft und meiner Familie widmen. Im Hochsommer 1902 fuhr ich, da sich mei-

ne Gesundheit sehr wesentlich gebessert hatte, allein nach Lustdorf bei Odessa, um Meerbäder zu nehmen. Lustdorf, ein rein deutsches Bauerndorf, unmittelbar am Schwarzen Meer, etwa zehn Kilometer von Odessa entfernt gelegen, hatte sich ganz zum Badeort für die Mittelklasse herausgebildet. Bei dem Odessaer Tanzlehrer Prauss, der dort eine Villa besaß, und zwar ganz in der Nähe des Strandes, fand ich Wohnung und Verpflegung. Ich konnte dort mit Erfolg täglich im Meer baden, und, was für mich sehr erfreulich war, ich fand dort auch liebe Menschen, mit denen ich rege verkehren konnte. Herr und Frau Johann Kundert mit Tochter Sophie – Sonja genannt – aus Großliebental, weilten auch zur Badekur in Lustdorf. In Herrn Kundert, von dem ich schon vorher wusste, dass er in Kolonistenkreisen sehr geschätzt war, lernte ich einen ehrenwerten, charakterfesten und klugen Mann, in Frau Kundert eine liebe, gutmütige, über alles gastfreundliche Hausfrau kennen. Die Tochter – jetzige Frau Paul Vaatz –, damals etwa 18 Jahre alt, war ein liebebreizendes, sehr distinguiertes Fräulein mit dem Charakterkopf des Vaters. Ich verbrachte viele angenehme Stunden in der Gesellschaft dieser Leute. Herr Kundert war – ebenso wie ich – leidenschaftlicher Kartenspieler, und wir spielten viel 66 und 501. Er besuchte mich häufig, und gelegentlich fotografierte uns mein Hauswirt, Herr Prauss, beim Kartenspiel im Freien. Ich schickte das Bildchen nach Hause mit folgendem Verschen:



Hauptstraße in Lustdorf bei Odessa im Jahr 1905.

*Es zeigt uns dieses Konterfei
beim Spiele sitzend ihrer Zwei.
Es fehlt der dritte Mann,
was fängt man da wohl an?!*
*Aus Langeweile spielt Herr Kundert
mit Schaad jetzt 1001 anstatt 500.*

Kamen einmal Gäste aus Odessa oder von sonstwo zu Besuch zu Kunderts, so wurde Wint¹⁸ gespielt, wozu ich dann auch immer hinzugezogen wurde. Unter anderem lernte ich dort auch den Bruder der Frau Karl Vaatz, Herrn Schultz, kennen. Auch Olja Vaatz, jetzige Witwe Römlich, lernte ich dort kennen. Ich habe an Lustdorf die allerschönsten Erinnerungen dank der Familie Kundert.

Rückreise mit Schwierigkeiten

Nach etwa einmonatigem Aufenthalt in Lustdorf trat ich die Rückreise an, und zwar von Odessa ab in Gesellschaft von Lilli Heinrich, einer jüngeren Schwester meiner Frau, die bei den Vaatzens im Cherson'schen Gouvernement zu Besuch gewesen war. Wir reisten mit dem Schiff bis Sebastopol und von dort mit der Bahn über Simferopol, wo damals die Schwiegereltern wohnten, nach Hause. Bei dieser Reise geriet ich in eine urkomische, nie dagewesene Situation. Cousine Lilli war sehr knapp an Geld, als wir von Odessa abreisten, sodass ich ihr aushelfen musste. Nun war aber auch ich nicht mit größeren Mitteln versehen, Lustdorf hatte mir die Tasche ziemlich leicht gemacht; aber immerhin konnte ich nach einer vorläufigen Berechnung feststellen, dass mein Geld gut bis nach Hause ausreicht. Aber es kommt ja häufig anders als man denkt, und so kam es auch auf dieser Reise.

Unser Schiff verspätete sich infolge schweren Seegangs um mehrere Stunden. Als wir in Sebastopol ankamen, war der einzige Zug, mit welchem wir am gleichen Tage noch bis Simferopol hätten fahren können, bereits abgegangen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als in ein Hotel zu fahren, dort zu übernachten und am anderen Tage weiterzureisen. Etwas Abendbrot musste auch noch gegessen werden, und nachdem ich Kassensturz gemacht hatte, konnte ich feststellen,

dass mein Geld nur gerade noch zu einem bescheidenen Essen am Abend, zum Fuhrmann bis zum Bahnhof, zu zwei Fahrkarten 3. Klasse bis Simferopol und zu einem Hotelzimmer mit Nebenkosten reichte. Aus der Not wurde eine Tugend gemacht, ich trug mich im Hotel mit Frau ein, und so konnten wir ein Zimmer nehmen. Lilli schief in dem einzigen Bett, das im Zimmer war, und ich richtete mich so gut es ging auf dem Diwan ein; wohlweislich vermieden wir es, das Zimmermädchen am Abend noch zu bemühen. Am Morgen waren wir sehr früh schon auf den Beinen, und programmäßig fuhren wir zum Frühzug zur Bahn, lösten Karten bis Simferopol und konnten uns noch ein Glas Tee leisten vor der Abreise. Blank bis auf den Hosenknopf kamen wir in Simferopol an, wo ich bis zum Abendzug blieb; nachdem ich dort bei den Schwiegereltern Mamon gefasst hatte, fuhr ich abends mit dem Schnellzug ab nach Prischib. Zu Hause war ich schon sehr erwartet worden, da ich nicht mit dem Zug gekommen war, den ich angegeben hatte. Die Episode mit Lilli löste natürlich große Heiterkeit aus und wurde noch oft zum allgemeinen Gaudium besprochen. Die Kur in Lustdorf war mir sehr gut bekommen. Ich konnte wieder ganz gut gehen, doch war es mir sehr dienlich, die Beine so oft als möglich in horizontale Lage zu bringen, was die Blutzirkulation erleichterte und förderte.

Weitere Kinder

Nach etwas mehr als zwei Jahren seit Rudis Geburt stellte sich am 21.1./3.2. 1904 unser Gottlieb ein, und schon am 19.11./2.12.1905 folgte Emilie Sophie. Die näheren Umstände bei diesen zwei Geburten sind mir nicht mehr gegenwärtig, da fehlt mir schon die Mutter, um nachzuhelfen. Dagegen kann ich mich der Geburt unseres Nesthäckchen, des Freixemplars Charlotte, gut erinnern, die am 3./16.7.1908 geboren wurde, da zu der Zeit gerade außergewöhnliche Zustände bei uns im Hause herrschten. Doch muss ich zunächst etwas zurückgreifen bis zum Jahre 1905, das in politischer Beziehung große Bedeutung hatte.

¹⁸ Wint ist ein russisches Kartenspiel.



Gottlieb Schaad und seine Großfamilie im Jahr 1908.

Russische Revolution 1905

Durch den für Russland so verlustreich beendeten Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 hatten die russischen Revolutionäre sehr an Boden gewonnen, es gärte im ganzen Lande. Die deutschen Dörfer waren jedoch von dieser Bewegung ganz unberührt; bis auf verschwindend geringe Ausnahmen war und blieb die deutsch-russische Bevölkerung ganz apolitisch. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns darum eines schönen Oktobertages des Jahres 1905 die Nachricht, dass eine Revolution ausgebrochen sei. Als untrüglichen Beweis für die Wahrheit dieses Gerüchtes erlebten wir die Tatsache, dass der gesamte Eisenbahn- und Postverkehr des Riesens Reiches außer Funktion gesetzt war. Weder trafen Personen- oder Lastzüge ein, noch gingen solche ab. Dasselbe mit der Post: Kein Brief, keine Zeitungen kamen, keine Post konnte abgefertigt werden, da alle mechanischen Verkehrsmittel lahmgelegt waren. Die Wirkung dieses Generalstreiks war eine geradezu katastrophale im ganzen Land. Es kann nicht meine Aufgabe sein, im Rahmen dieser persönlichen Erinnerungen ein Gesamtbild jener Zeit zu entwerfen. Ich beschränke mich da-

rauf, meine eigenen persönlichen Eindrücke aus dieser und der folgenden Zeit kurz festzuhalten.

Da meine Buchhandlung überwiegend auf Post- und Bahnversand angewiesen war, so war der Handel so gut wie vollständig lahmgelegt. Wir hatten nichts zu tun, während sonst in dieser Jahreszeit der Buchhandel am allerersten beschäftigt war. Es war, als ob plötzlich alles Leben gestorben wäre, denn auch der ganze Transport auf den Landwegen zur und von der Bahn stellte sich ganz von selbst ein, da weder Waren mit der Bahn eintrafen noch abgesandt werden konnten. Es herrschte eine bedrückte, unheilswangere Atmosphäre. Da keine Zeitungen erschienen, so war man auf Gerüchte angewiesen, die die Bevölkerung sehr beunruhigten. Sehr bald trat auch Knappheit an Gebrauchsgegenständen und Lebensmitteln ein, die auf raschen Absatz angewiesen sind. Infolgedessen trieb die Spekulation die Preise dieser Artikel rasch sprunghaft in die Höhe. Dieser Zustand währte annähernd drei Wochen. Da im Geschäft für diese Zeit so gut wie Ferien eingetreten waren, so verfertigte ich zum Zeitvertreib für meine ältesten Töchter Puppenhäuser aus Pappe, die ich mit allen Schikanen ausstattete. So tapezierte ich sie zum Beispiel mit gebrauch-

ten Briefmarken aus, und zwar eines mit russischen und eines mit deutschen Marken, was sehr originell und gut aussah, da ich die für die Farbenzusammenstellung geeigneten Marken verwendete. Die Kinder hatten viele Jahre große Freude daran. Aber, wie ja alles einmal zu Ende geht, so endete auch dieser Generalstreik, dessen Drahtzieher in Petersburg saßen, aber nicht entdeckt werden konnten, als den Revolutionären gewisse Konzessionen politischer Natur gemacht wurden, die in einem Manifest Ende Oktober 1905 bekannt gegeben wurden. Das Wichtigste davon war die Zulassung einer Volksvertretung – Reichsduma genannt.

Deutschvölkische Aktivitäten

Nach diesen Ereignissen sahen wir aber auch die Zeit gekommen für energische Wirksamkeit in deutschvölkischem Sinne. Es wurden deutsche Vereine gegründet mit dem ausgesprochenen Ziel, unserer Russifizierung entgegenzutreten und anzustreben, dass wir vor allem für unsere Volksschulen wieder das Recht erhielten, den Unterricht in der deutschen Muttersprache für die wichtigsten Lehrfächer zu haben. Auch auf kirchlichem Gebiet war bei unserer evangelisch-lutherischen Kirche schon lange eine Reform vonnöten. Es war durchaus ungeeignet, dass wir, zwei große Probstbezirke, immer noch dem Petersburger Konsistorium angeschlossen waren, dessen Sitz rund 2000 Kilometer von uns entfernt war. Es wurde eine völlige Neuordnung der Kirchengesetze angestrebt, durch welche das Laienelement mehr Einfluss bekommen sollte. Schließlich ging das Bestreben dahin, in Südrussland für die zwei Probstbezirke ein eigenes Konsistorium mit dem Sitz in Odessa zu begründen. Nach einigen Vorarbeiten, an welchen auch ich beteiligt war, kam es zu einer nach Odessa einberufenen allgemeinen Versammlung von Vertretern des geistlichen Standes und von Gemeindegliedern aus allen Kirchspielen der zwei Probstbezirke. Vom Prischiber Kirchspiel wurde ich als Gemeindevertreter entsandt.

Es fand sich da eine stattliche Anzahl von Männern zusammen, die um das Wohl der deutschen Gemeinden bedacht waren und mit Ernst alle Fragen prüften, die für Kirche und Schule von großer Wichtigkeit waren. Denn – so sagten wir uns – die

Zeit ist günstig, jetzt müssen wir energisch um unsere Belange kämpfen. Nachdem in kirchlichen Fragen einstimmig beschlossen worden war, eine neue Kirchenordnung auszuarbeiten, wurde eine Kommission gewählt, der auch ich angehörte. Wir hielten gleichzeitig an Ort und Stelle einige vorbereitende Kommissionssitzungen ab. Ferner wurde in den Fragen des Deutschunterrichts in unserer Volksschule beschlossen, sofort eine Delegation von drei Männern (ein Pastor, ein Lehrer und ein Gemeindeglied) nach Petersburg zu entsenden, um in dieser Frage beim Minister der Volksaufklärung persönlich vorstellig zu werden. Es wurden gewählt: Pastor Steinwand aus Odessa, Lehrer Friedrich Fiechtner aus Sarata und als Gemeindevertreter ich, trotzdem ich mich sehr dagegen sträubte, denn es sollte gleich von Odessa direkt nach St. Petersburg gefahren werden; also konnte ich nicht erst nach Hause fahren. Aber mein Sträuben half nichts, ich musste vom Platz weg mitfahren, obschon ich auf eine solche Reise von Hause aus nicht vorbereitet war.

So reisten wir denn sofort nach Schluss der Hauptversammlung über Kiew, Moskau nach St. Petersburg. Unterwegs arbeiteten wir eine Denkschrift in russischer Sprache aus, um sie dem Minister der Volksaufklärung zu überreichen. Wir schilderten darin die ungunstigen Ergebnisse in unseren Schulen, in welchen schon in russischer Sprache unterrichtet werden musste. Wir verlangten, dass unsere Kinder im ersten und zweiten Schuljahr ausschließlich in der deutschen Muttersprache unterrichtet werden. Im dritten Schuljahr beantragten wir, den ersten russischen Sprachunterricht einzuführen, und ferner in allen Klassen Religion, deutsche Sprache und Rechnen nur in deutscher Sprache zu unterrichten, die anderen Lehrfächer, Geschichte und Geografie, in russischer Sprache. Unsere Forderungen begründeten wir sehr eingehend mit unwiderlegbaren Argumenten.

In St. Petersburg eingetroffen, machten wir zuerst dem Herrn Generalsuperintendenten Pin-goud unsere Aufwartung, berieten uns mit ihm, wie wir es am besten zu machen haben, um beim Minister für Volksaufklärung vorgelassen zu werden. Wir gingen seinem Rat entsprechend vor, und es wurde uns eine Audienz für einige Tage später bewilligt. Somit hatten wir die Möglichkeit, unsere Denkschrift in Muße nochmals durchzuarbeiten und ins Reine zu schreiben, was Fiecht-

ners und meine Sache war. Zum Generalsuperintendenten waren wir auch einmal zum Abendessen eingeladen. Wir kehrten sehr befriedigt spät am Abend ins Hotel zurück. Schließlich kamen Tag und Stunde unseres Empfangs beim Minister. Wir begaben uns ins Ministerium und fanden uns bald einem sehr höflichen und sehr leutseligen Herrn gegenüber, dem Stellvertreter des Ministers, oder wie es im Russischen heißt, Ministergehilfen, dessen Name mir nicht mehr geläufig ist. Das Erste, was er tat, war, dass er uns zum Sitzen einlud, sich selbst uns gegenüber auf einen Diwan setzte, seine goldene Zigarettendose aus der Tasche zog und uns Zigaretten anbot. Er selbst entzündete sich eine solche und rauchte sie recht mit Genuss! Wir überreichten ihm unsere Denkschrift und brachten dazu noch in der Unterhaltung mündlich unsere Wünsche und Sorgen zum Ausdruck. Er hörte uns aufmerksam zu, und nachdem er die Denkschrift flüchtig gelesen hatte, sagte er, er wolle unser Anliegen wohlwollend prüfen, und wir würden um einige Zeit über das Resultat eine Mitteilung erhalten. Damit war die Audienz beendet, und wir konnten nun wieder nach Hause reisen. Es währte auch gar nicht sehr lange bis die Entscheidung im Ministerium getroffen wurde, und – was die Hauptsache ist – sie fiel ganz und gar nach unseren Wünschen aus! Alles, was wir erbeten hatten, wurde uns gewährt. Das war ein wirklich großer Erfolg. Leider versuchte man schon nach einigen Jahren, als die Reaktion von oben wieder stark geworden war, uns allmählich all diese Rechte zu schmälern, in der Hauptsache aber sind sie uns doch geblieben.

Wahlen zur Reichsduma

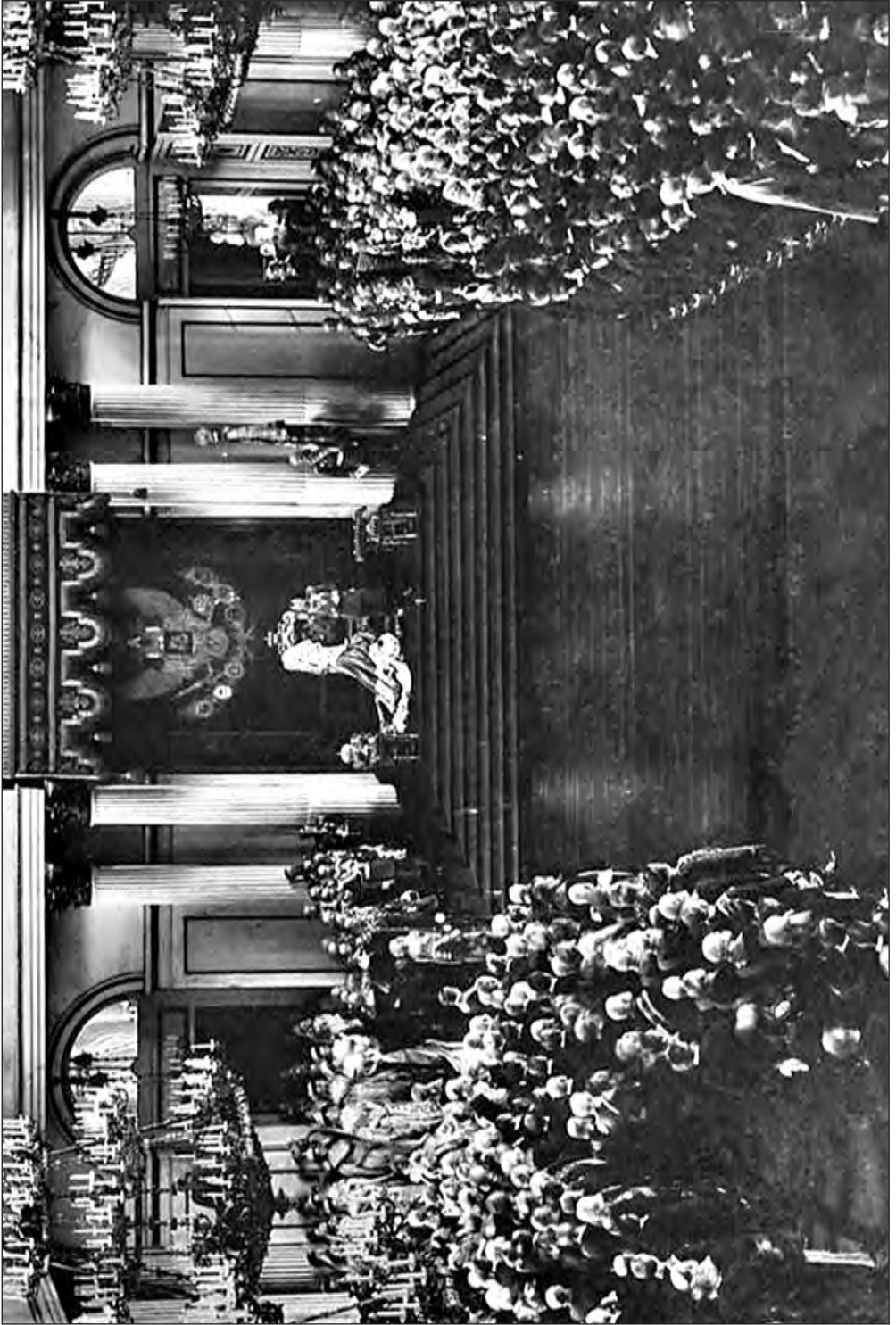
Etwa im März 1906 wurden die ersten Wahlen zur Reichsduma vollzogen, und die erste Duma trat etwa im Mai 1906 in Petersburg zusammen. Sie wurde aber sehr bald wieder aufgelöst, da deren Zusammensetzung der Regierung nicht passte, indem die links gerichteten Abgeordneten sehr stark vertreten waren und der Regierung sehr scharfe Opposition machten. Man änderte darum flugs das Wahlsystem und hoffte mit einer

neuen Wahl eine gefügigere Volksvertretung zu erreichen. Aber auch die zweite Duma, die im Frühjahr 1907 zusammentrat, wurde schon nach einigen Monaten wieder aufgelöst. Das Wahlgesetz wurde nochmals geändert, und eine dritte Duma wurde gewählt, die anscheinend nun doch gefügiger geworden war, denn sie hielt sich viel länger.

Ich war bei allen drei Dumawahlen Wahlmann des Prischiber Gebiets und kam als solcher zunächst in die Kreiswahl nach Melitopol, wurde dort auch jedes Mal als Vertreter in die Gouvernementswahl gewählt, wo schließlich die endgültigen Wahlen der Dumaabgeordneten stattfanden. Interessant war es für mich, dass die bäuerlichen Vertreterversammlungen in Melitopol, die jeweils aus 40 russischen und vier deutschen Bauern-Wahlmännern bestanden, jedes Mal mich mit großer Stimmenmehrheit wählten, trotzdem sie es ja ganz in der Hand hatten, alle sieben Gouvernementswahlmänner aus ihren russischen Kollegen zu wählen. Ich hatte aber durchaus nicht den Ehrgeiz, tatsächlich als Dumaabgeordneter gewählt zu werden. Ich wollte nur mithelfen, nach Möglichkeit freiheitlich und sozial gesinnte Abgeordnete in die Duma zu wählen. Zur dritten Duma hat man mich in Simferopol durchaus dazu überreden wollen, zu kandidieren, und meine Wahl wäre durch Verabredung mit anderen Parteien durchaus gesichert gewesen. Ich lehnte aber das ehrenvolle Anerbieten strikt ab, und so wurde statt mir der Gutsbesitzer Schroeder (Mennonit) aus der Krim auf die Liste gesetzt und auch gewählt.¹⁹

Der Hauptgrund, weshalb ich eine Wahl in die Duma ablehnte, war der, dass ich dann gezwungen gewesen wäre, monatelang in St. Petersburg zu leben und mein Geschäft ganz fremden Händen zu überlassen. Was dabei herausgekommen wäre, konnte ich mir durch die Erfahrungen, die ich durch meine Tätigkeit in der Bank in Halbstadt gemacht hatte, gut vorstellen. Ein erneuter Rückgang meines Geschäfts wäre die unausbleibliche Folge gewesen. Ein zweiter Grund der Ablehnung war der, dass ich mich auch gar nicht berufen fühlte für diesen Posten. Ich war immer der Ansicht, dass ein Abgeordneter nicht allein

¹⁹ Peter Schroeder (1866 bis 1942) war von 1907 bis 1917 Mitglied der Duma, wo er sich vor allem für religiöse Freiheit einsetzte.



Eröffnung der Reichsduma durch Zar Nikolaus II. im Jahr 1906.

großes Ansehen hat, sondern dass er auch seine Kenntnisse und seine Meinung in öffentlicher Rede zum Ausdruck bringen kann. Und dies letztere fehlte und fehlt mir absolut. Ich hätte das nicht können, da ich nie in der größeren Öffentlichkeit aufgetreten bin. Eine passive Rolle aber in der Duma zu spielen, wäre nicht nach meinem Geschmack gewesen. Da blieb ich lieber in meinem Prischibir Wirkungskreis, den kannte ich, den verstand ich, und in dem war ich auch nötiger als in St. Petersburg.

Kauf einer Datscha am Schwarzen Meer

Da mir von ärztlicher Seite geraten wurde, wegen meiner Venen so oft als möglich Meerbäder zu nehmen, und da diese zweifellos auch meiner Frau von Nutzen sein konnten, so nahmen wir beide im Hochsommer 1903 Badeaufenthalt in Eupatoria am Schwarzen Meer. Wir wohnten im Villenort außerhalb der Stadt. Das flache Strandwasser erwärmt sich bis zu 25 Grad Celsius, der herrliche Muschelstrand am Strande, auf dem man wie auf einem Teppich geht, ist unvergleichlich. Alles ist wie geschaffen zum Kurgebrauch auch für die Kinder. So entschloss ich mich, zusammen mit meinem Bruder Albert, der damals gerade auch von Odessa zum Badeaufenthalt nach Eupatoria gekommen war, ein zwei Hektar großes Villengrundstück zu kaufen. Das Grundstück – Datscha genannt – war nur fünf Minuten vom Strand entfernt und mit Weinreben angepflanzt. Es hatte ein ziemlich geräumiges, einfaches Haus mit zwei großen Zimmern, Küche und kleinen Nebenräumen. Beim Hause befand sich ein schattiges Akazienwäldchen. Da der vorherige Besitzer selten einmal nach seinem Besitzum sah, so war alles ziemlich vernachlässigt. Namentlich die Rebstöcke waren ganz verwachsen. Wir ließen alles in Ordnung bringen und pflanzten auch einige 100 Obstbäume, hauptsächlich Pflirsiche und Aprikosen, da Steinobst auf dem steinigem Sandboden am besten gedieh. Wenn wir in den folgenden Jahren dort Badeaufenthalt nahmen, so richteten wir es so ein, dass wir Brüder zu verschiedenen Zeiten dort waren, da für zwei Familien nicht Platz in dem Hause gewesen wäre.

Soviel ich mich erinnern kann, war ich mit meiner ganzen Familie nur einmal dort zum Ba-

deaufenthalt. Damals war Gottlieb unser jüngstes Kind, er mag etwa anderthalb Jahre alt gewesen sein, konnte also noch nicht frei im Meer baden. Es wurde ihm eine Wanne im Sand aufgestellt. Sobald er aber für einen Augenblick unbeobachtet war, kroch er aus der Wanne und trippelte rasch die paar Schritte zum Meer und hinein ins Wasser. Das war insoweit natürlich ganz ungefährlich, da wir ja alle um den Weg waren, und er konnte immer wieder in die Wanne zurückbefördert werden. Wir hatten uns ein eigenes Badehaus am Strande aufgestellt, was den Villenbesitzern gegen eine angemessene Gebühr gestattet war. Da die Nachbarbadehäuser von beiden Seiten wenigstens je 50 Meter entfernt waren, so war man nicht beeengt und konnte ungeniert neben dem Wasserbad auch Luft- und Sonnenbäder nehmen und sich mit den Kindern im herrlichen Sande heruntummeln. Leider konnten wir aber nicht alle Jahre diese herrlichen Seebäder genießen. Die Entfernung von Prischib und die schlechten Verkehrsverhältnisse nach Eupatoria – man musste von Simferopol 75 Kilometer mit Pferden fahren – ließen das nicht zu. Dann kam ein Zwischenfall, der uns den Aufenthalt in Eupatoria ganz verleidete. Unser Gärtner Gimbel und seine Frau, ein älteres Ehepaar, das auch im Winter dort auf der Datscha wohnte, wurde von ruchloser Hand ermordet und beraubt. Dabei waren es ganz unbemittelte Leute. Es ist nicht anzunehmen, dass den Mördern mehr als einige Rubel in die Hände gefallen sind. Bruder Albert und ich hatten uns inzwischen bereits das Grundstück geteilt, und ich fand bald einen Käufer, dem ich meinen Anteil im Jahre 1911 mit gutem Gewinn verkaufte. Ein Jahr später verkaufte auch mein Bruder Albert seinen Anteil, ebenfalls mit gutem Verdienst.

Großfamilie

Im Januar 1906 verstarb mein Schwager Otto Huth in Hoffental. Da Schwester Lebrechtine den Weingroßhandel nicht gut allein mit Angestellten weiterführen konnte, so verkaufte sie das Geschäft samt Wohnhaus und Hofstelle an den Bruder ihres verstorbenen Mannes Ferdinand Huth, der auch Weinhändler war, und der ein großes Interesse daran hatte, das gut eingeführte Geschäft auf dem bekannten Platz weiterzuführen. Da Schwester Lebrechtine aber nicht gleich

eine passende Wohnung finden konnte, so zog sie mit ihren drei Kindern – der Stiefsohn Nikolaus war studienhalber in Deutschland – zu uns ins Haus, und zwar kurz vor Weihnachten 1906. Unsere eigene Familie mit Schwester Emma und dem Kinderfräulein bestand damals schon aus zehn Köpfen, ferner wohnte Herr Link, mein Prokurist mit drei erwachsenen Kindern bei uns, jedoch im Gartenhause. Doch speisten alle bei uns am Tisch. Auch hatten wir auf Wunsch Dr. Käfers aus Odessa dessen Neffen, Viktor Sudek, der die Zentralschule besuchte, in Pension. Somit hatten wir täglich 19 Personen am Tisch! Das war keine ganz einfache Sache, und dieser große Betrieb – hatten wir doch auch noch zwei bis drei Dienstboten – brachte meiner lieben Frau allerhand Arbeit und Sorgen. Aber dank Schwester Lebrechtine, die mit meiner Frau alle Arbeiten und Sorgen teilte, ging es trotzdem sehr gut, reibungslos. Selbst die zwölf zusammengewürfelten Kinder verschiedenen Alters kamen ganz gut miteinander aus. Ein Bild aus jener Zeit, das im Sommer 1907 aufgenommen und uns erhalten geblieben ist, zeigt die ganze Gesellschaft.²⁰ Es fehlt nur Otilie Huth, statt deren ist ihr Stiefbruder Nikolaus, der zu Besuch aus Deutschland nach Hause gekommen war, mit auf dem Bilde.

Bau eines Geschäfts- und Wohnhauses in Prischib

Im gleichen Jahre 1907 entschloss ich mich dazu, eine Hofstelle im Zentrum Prischibs an bester Stelle zu kaufen und mir dort ein Geschäfts- und Wohnhaus zu bauen. Da mein väterliches Haus sehr ungeschickt und abseits gelegen war, so hatte ich schon früher daran gedacht, überhaupt Prischib zu verlassen und nach Simferopol in die Gouvernementsstadt von Taurien übersiedeln, umso mehr, da dort auch meine Schwiegereltern wohnten und ein eigenes Haus besaßen. Ich hatte mir sogar bereits eine Hofstelle in der neuen Stadt Simferopols gekauft. Nun sich mir aber in Prischib eine außerordentlich geeignete Hofstelle geboten hatte, zog ich es vor, in Prischib zu verbleiben. Unser altes Haus, Hof und Garten verkaufte ich der Prischiber Kirchengemeinde für die Taubstummenanstalt, die

bis dahin in Mietsräumen untergebracht war, doch behielt ich mir das Wohnrecht im alten Hause vor bis der Neubau fertig ist, was voraussichtlich im Sommer 1908 der Fall sein konnte.

Mit dem Bau des neuen Hauses wurde bereits zu Sommers Anfang begonnen. Er wurde auch bis zum Winter im Rohbau fertiggestellt. Die Inneneinrichtung, die zum Teil in Charkow angefertigt wurde, konnte, soweit es sich um Holzarbeiten handelte, im Winter gemacht werden. Inzwischen hatte Schwester Lebrechtine im gewesenen Dautrich'schen Hause eine passende Wohnung gefunden und zog mit ihren Kindern und Schwester Emma gegen Jahresschluss 1907 in diese Wohnung um. Auch Link hatte eine Wohnung auf dem gleichen Hofe Dautrich gefunden und zog Anfang des Jahres 1908 mit seinen Kindern um. Bedauerlicherweise stellte sich im Februar 1908 meine Venenentzündung wieder ein und fesselte mich zum zweiten Mal monatelang an Zimmer und Bett. Ganz besonders hinderlich war mir das wegen des Neubaus, dessen Arbeiten ich nun nicht beaufsichtigen konnte. Die Schwierigkeiten wurden aber noch dadurch vergrößert, dass die Taubstummenschule ihre Mietswohnung im Hause Johann Zöhner zum Frühjahr gekündigt hatte und auch ich nun sanft gedrängt wurde, unsere alte Wohnung zu räumen. Zwar hätte ich auf meinem Recht bestehen und in der Wohnung bleiben können, bis das neue Haus fertig ist, entgegenkommenderweise räumte ich aber die Wohnung aus. Die Möbel wurden in verschiedenen Räumen und im Speicher im Garten untergebracht. Wir selbst aber zogen in die Wohnung im Gartenhaus beim Geschäft, während die Taubstummenschule sich nun im alten Wohnhause einrichtete.

Wir hatten uns mit diesem Entgegenkommen schwer belastet, denn die drei Zimmer im Gartenhause waren für uns doch ganz ungenügend; zudem wo ich noch nicht ganz wiederhergestellt war und meine liebe Frau ein Kindlein unter dem Herzen trug. Die Frau des Taubstummenlehrers Th. Hoffmann brachte es in kurzer Zeit fertig, meine gute rücksichtsvolle Frau bis aufs Äußerste zu reizen durch ihr unerträglich anmaßendes Benehmen. Es war eine überaus unguete Zeit für uns, und es tat mir sehr leid, dass durch mein

²⁰ Die hier angesprochene Aufnahme ist leider nicht mehr erhalten.



Das 1907 neu erbaute Geschäfts- und Wohnhaus von Gottlieb Schaad in Prischib.

Entgegenkommen gerade meine liebe Frau so viele Unannehmlichkeiten durchzumachen hatte. Das neue Haus aber wollte und wollte nicht bezugsfertig werden. Unter diesen Umständen wurde uns am 3./16. Juli unser Nesthäkchen Charlotte im Gartenhaus geboren. Ein Glück, dass es Sommerszeit war und dass ich auch wieder von meinem Venenleiden so weit hergestellt war, dass ich einigermaßen gehen konnte. Meine liebe Frau hat trotz allem auch diese schwere Zeit gut überstanden und auch unser Kindchen war gesund und munter. Endlich – so etwa Mitte August – war das neue Haus so weit fertiggestellt, dass man zur Not einziehen konnte. Der Umzug musste unter allen Umständen geschehen, ehe die Schulzeit – Anfang September – begann, andernfalls wäre der geschäftliche Betrieb empfindlich gestört worden. Und so zogen wir denn in der zweiten Hälfte August ins neue Haus um. Das war keine ganz leichte Sache, mit dem ganzen Büchervorrat und den sonstigen Waren, vom Hausrat gar nicht zu sprechen. Aber auch diese Zeit ging vorüber. Mählich, allmählich richteten und lebten wir uns im neuen Heim ein. Ich glaubte damals etwas geschaffen zu haben, das für Kind und Kindeskind eine Heimat sein werde. Leider Gottes kam es ja ganz anders.

Eröffnung einer Buchdruckerei

Die Buchbinderei hatte ich seit einigen Jahren meinem langjährigen Angestellten Mossin übergeben, der sie auf eigene Rechnung weiterführte. Er war verpflichtet, meine Buchbinderarbeit vornehmlich zu behandeln und wurde nach Akkordpreisen bezahlt. Auch er hatte Wohnung und Werkstube bei unserem Nachbar Wilhelm Prieb gefunden, sodass für uns der geschäftliche Verkehr ungehindert vor sich gehen konnte. Der Buchhandel entwickelte sich immer mehr und mehr, sodass ich mich dazu entschloss, auch eine Buchdruckerei zu eröffnen. Ich erbaute hierfür auf dem Hinterhofe ein spezielles Gebäude, kaufte bei meiner Anwesenheit im Jahre 1910 in Stuttgart und Leipzig die Maschinen, Satzmaterial sowie deutsche Lettern, auch engagierte ich zwei Fachleute: Rudolf Kleinfelder als Setzer-Faktor und Paul Röhrich als Maschinenmeister, beides Württemberger. Ein Setzer für russischen Satz und mehrere deutsche Lehrlinge wurden eingestellt. Die Arbeit begann. In der Hauptsache wurden meine eigenen Verlagssachen gedruckt: Verschiedene Schulbücher, das Predigtbuch von Blum, der Molotschnaer Volkskalender und anderes mehr. Von fremden Arbeiten waren

meistens Kataloge zu drucken für die verschiedenen Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, die meistens in russischer Sprache herausgegeben wurden. Sehr bald hatte ich eine ganz ansehnliche Kundschaft gewonnen durch die tadellos ausgeführten Arbeiten der Buchdruckerei. Sogar eine Berliner Firma, die Europäische Vertretung der Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen Walter Wood und Cie in USA ließ bei mir einen umfangreichen Katalog in russischer Sprache drucken.

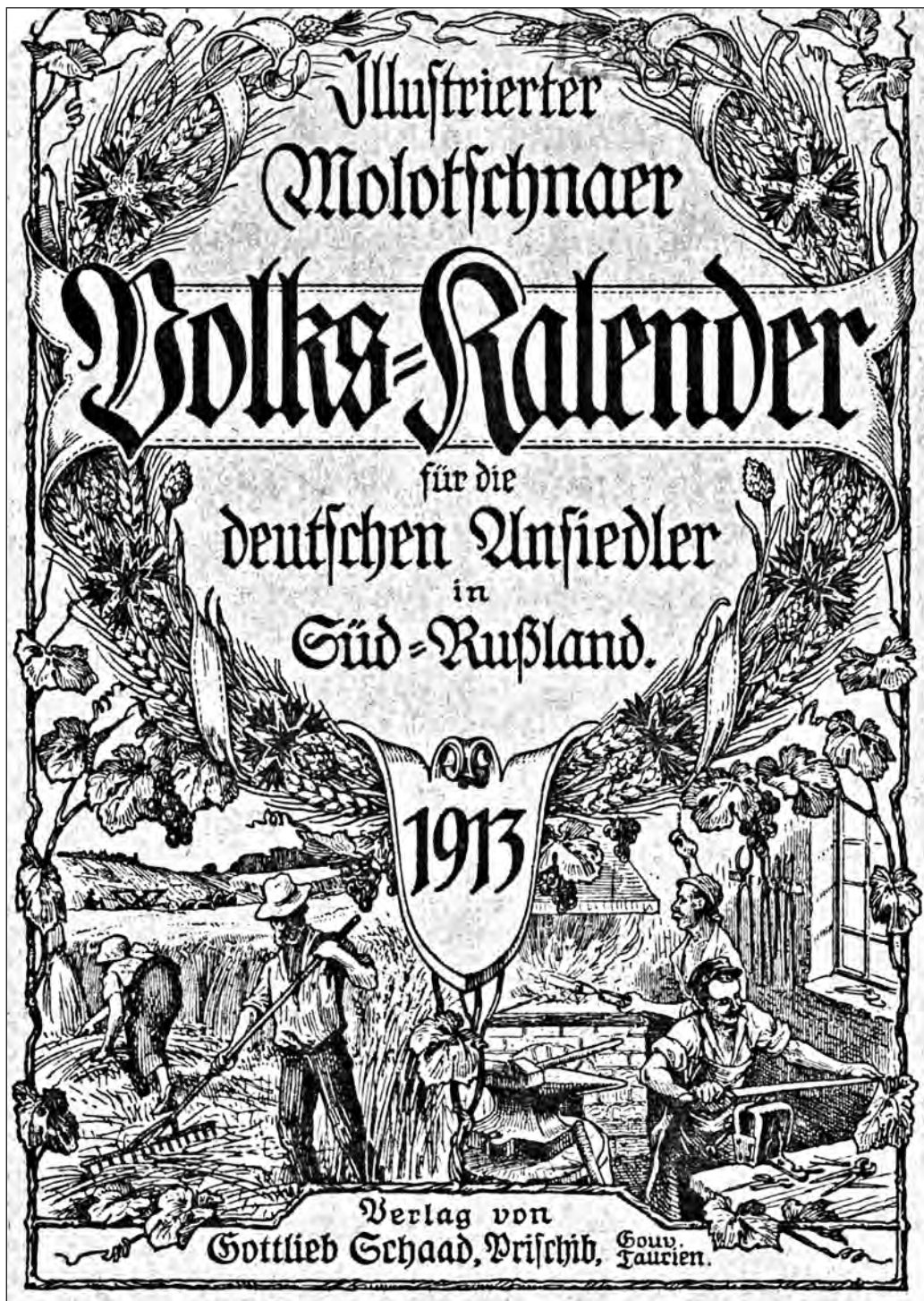
Beide deutschen Meister verstanden ihr Handwerk gut. Mit Kleinfelder konnte ich in jeder Beziehung zufrieden sein, Röhrich dagegen war mir etwas zu träge, es war kein Schwung in seiner Arbeit. Ich war nicht gerade sehr unglücklich, als er nach Ablauf der vertraglichen Zeit kündigte. Aber dass er direkt zu meiner Konkurrenz hinüberwechselte, war von ihm kein schöner Zug und von der Firma „Raduga“ eine Gemeinheit. Übrigens hat diese Firma trotz Übernahme meines Meisters auch weiterhin gleich geschmacklose und läppische Drucksachen fabriziert. Von meiner Kundschaft fiel niemand ab, im Gegenteil, mein Kundenkreis erweiterte sich immer mehr und mehr. Wenn auch in den ersten Jahren ein nennenswerter materieller Erfolg mit der Buchbinderei nicht zu erzielen war, so war doch der ideale Erfolg damit sehr wertvoll, und ich hatte persönlich große Freude an dem Gedeihen meines Geschäfts.

Ausbruch des Ersten Weltkriegs

In dieser Zeit des sichtbaren geschäftlichen Aufschwungs zeigten sich immer mehr und mehr düstere Wolken am politischen Horizont. Schon in der politischen Weltrundschau meines Molotschnaer Volkskalenders vom Jahre 1913 musste darauf hingewiesen werden, wie überaus gespannt die politische Lage im Allgemeinen und das Verhältnis zwischen Russland und Österreich im Besonderen ist. Die Stimmung war so düster, dass allgemein im Frühjahr 1913 an den Ausbruch eines Krieges zwischen diesen beiden Mächten geglaubt wurde. Dank der Besonnenheit der verantwortlichen Staatsmänner konnte das glimmende Feuer auf dem Balkan noch einmal unterdrückt werden. Doch wie bald, schon im nächsten Jahre, brach der größte Krieg, den

die Geschichte kennt, aus. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers, Franz-Ferdinand am 28. Juni 1914 in Sarajewo, gab die letzte Veranlassung zum Ausbruch des Weltkrieges. Durch Österreichs Vorgehen gegen Serbien ergriff Russland sofort Partei für Letzteres. Seine Mobilmachung veranlasste Deutschlands Kriegserklärung an Russland am 1. August 1914 und des Weiteren erfolgten dann Kriegserklärungen über Kriegserklärungen bis fast ganz Europa unter Waffen stand. Der Weltbrand war ausgebrochen. Niemand ahnte es wohl bei seinem Ausbruch, dass der Krieg solche Dimensionen annehmen würde, als es tatsächlich geschah. Noch viel weniger konnte jemand die Folgen voraussehen, die er hatte. Darüber hier etwas zu schreiben, wäre müßig. Ich kann nur kurz unsere unmittelbaren Erlebnisse berühren und die überaus schwierige Lage kennzeichnen, in der wir Deutschen russischer Staatsangehörigkeit uns befanden.

Da in Russland seit dem Jahre 1872 die allgemeine Militärdienstpflicht eingeführt war, so mussten auch die deutschen Kolonisten russischer Staatsangehörigkeit Militärdienst tun. Es galt also jetzt für die deutschen Kolonisten in der russischen Armee gegen Deutschland, gegen ihre Stammesgenossen zu kämpfen. Und sie taten alle ihre Pflicht, keiner entzog sich derselben, wie das ja auch anders bei ihnen gar nicht erwartet werden konnte, trotzdem es manchen bitter schwer angekommen sein mag. Aber wie wenig Dank ernteten sie für ihre unverbrüchliche Staatstreue. Verleumdung, Verdächtigungen und Misstrauen wurden den „Njemzy“ von allen Vorgesetzten entgegengebracht. Die Heeresleitung ging so weit, dass sie deutschstämmige Soldaten von der Westfront zurückzog und sie gegen die Türkei ins Feld führte. Die deutsch-russische Zivilbevölkerung andererseits hatte unter hunderterlei Schikanen, Beschränkungen und Bedrückungen zu leiden. So wurden zum Beispiel bei den vielen militärischen Requisitionen die deutschen Kolonisten immer am allerstärksten betroffen. Da sie ja unbestritten die besten Pferde und Wagen hatten, wurden ihnen allmählich fast alle Pferde, Pferdegeschirr und ihre Kolonistenwagen restlos requiriert, sodass schließlich mancher seine landwirtschaftlichen Arbeiten nicht in gewohnter Weise sorgfältig machen konnte.



Titelblatt des von Gottlieb Schaad herausgegebenen „Molotschnaer Volks-Kalenders“ 1913.

Repressalien gegen die deutschstämmigen Russen und Verkauf der Buchdruckerei

Trotz aller Opferwilligkeit der Kolonisten begnüge ich die russische Bevölkerung, namentlich die Intelligenz, feindselig. Die Zeitungen aber hetzten das Volk auf durch gehässige Schmähartikel, worin sich die „Nowoja Wremja“ ganz besonders hervortat. Sofort nach Kriegsausbruch wurden alle kriegsdienstfähigen Reichsdeutschen in die nördlichen Gouvernements Orenburg und Ufa verbannt, so auch meine Angestellten in Buchdruckerei und Buchhandlung, Kleinfelder, Scheller und Hübner. Es erschien bald das erste der berüchtigten Liquidationsgesetze gegen die Deutschen, und bald darauf im Februar 1915 das zweite derartige Gesetz, durch welche die vollständige Enteignung des deutsch-bäuerlichen Landbesitzes durchgeführt werden sollte. Gesetze mit hohen Strafandrohungen gegen den Gebrauch der deutschen Sprache außerhalb der Wohnung, gegen die Versammlungsfreiheit und so weiter wurden erlassen. Die Herausgabe deutscher Zeitungen und der Druck in deutscher Sprache überhaupt wurde verboten.

All diese gesetzlichen und ungesetzlichen Maßnahmen trafen mich ganz besonders hart, da ich die russische Staatsangehörigkeit erst im Jahre 1882 angenommen hatte,²¹ so galt ich nach Auffassung der russischen Behörde als in doppelter Untertanschaft befindlich. Solche Fälle waren in den Liquidationsgesetzen besonders vermerkt, und Personen, die zu diesen gezählt wurden, sollten nach diesem Gesetz wie Reichsdeutsche behandelt werden. So geschah es, dass mein Eigentum, Haus und Hof, Land und Buchdruckerei zur Liquidation aufgeschrieben wurde, noch ehe der Besitz Reichsdeutscher registriert war.

Zuerst wurde mir das Drucken in deutscher Sprache verboten, dann das Drucken überhaupt, auch in russischer Sprache, sodass die Buchdruckerei vollständig geschlossen werden musste. Die Buchhandlung dagegen konnte ich unbehindert weiterführen. Jedoch wurde mir der für das Jahr 1915 herausgegebene Molotschnaer Volkskalender im Oktober 1914 beschlagnahmt und eingezogen. Dieser Kalender war im Manuskript

bereits im März 1914 fertig und von der Zensur zum Druck genehmigt worden. Bei Kriegsausbruch waren die meisten Bogen schon gedruckt, der Rest konnte noch rechtzeitig fertig gedruckt werden, ehe mir das Drucken in deutscher Sprache verboten wurde. Als das Verbot des Kalenders kam, war glücklicherweise etwa die Hälfte der Auflage bereits verkauft. Zu dem Verbot gab ein geradezu lächerlicher Grund Veranlassung. Ich hatte aus einem national-russischen Kalender des vorhergehenden Jahres eine Statistik übernommen, die mit typischen Bildern den Volksreichtum, Zuckerverbrauch, Briefverkehr und den Umfang des Zeitungswesens in den verschiedenen Staaten illustrierte. In allen Fällen erwies sich Russland als das rückständigste Land. Außerdem hatte ich in einem Inserat meiner eigenen Buchdruckerei das Buchdruckereiwappen angebracht, das allerdings eine dem reichsdeutschen Adler ähnliche Nachbildung darstellt. Mit den statistischen Daten soll ich absichtlich das russische Volk und den Staat geschmäht und lächerlich gemacht haben und durch das Buchdruckerwappen soll ich meine reichsdeutsche Zugehörigkeit zum Ausdruck gebracht haben. Meine Einwendungen, dass ich die Statistik aus einem russischen Kalender übernommen hatte, was ich nachwies, ließ man nicht gelten, ebenso wenig half mein Nachweis, dass die Zensur den Druck erlaubt hatte und dass die Bogen bereits längst vor Kriegsausbruch gedruckt waren. Auch mein Nachweis, dass ich nicht in doppelter Untertanschaft stand, dass ich bereits seit 34 Jahren russischer Staatsangehöriger bin und dass ich stets loyal meinen staatsbürgerlichen Verpflichtungen nachgekommen bin, konnten an der Sache nichts ändern, die konfiszierten Kalender wurden nicht freigegeben und die Buchdruckerei wurde geschlossen. Da die ganze Einrichtung der Buchdruckerei – dank einer in Russland üblichen Selbsthilfe – nicht in die Liquidation miteinbezogen worden war und da ich befürchten musste, dass mir die Maschinen, Lettern und so weiter doch eines schönen Tages fortgenommen werden könnten, so verkaufte ich alles bis auf die deutschen Lettern an eine Buchdruckerei nach Charkow für einen Spottpreis.

²¹ Vgl. dazu: Schaad (wie Anm. 2), S. 39 f.

Kampf gegen die Entrechtung

Aber nicht die materiellen Verluste und Schädigungen waren für mich das Bitterste! Viel mehr noch litt ich unter der Erkenntnis, dass ich bürgerrechtslos geworden war. An Deutschland, mein eigentliches Vaterland, hatte ich keine Rechte; andererseits wurde ich von meinem Adoptivvaterland, dem ich bereits 34 Jahre angehörte, nicht als voll anerkannt – im Gegenteil, man glaubte in mir einen besonders gefährlichen Menschen zu erkennen, der durch doppelte Untertanschaft sehr verdächtig sei. Ein Glück für mich, dass ich mir niemals etwas hatte zuschulden kommen lassen, aus dem mir nun ein Strick hätte gedreht werden können. Die Verschickung nach Sibirien wäre mir sonst sicher gewesen. Wenn wir Deutschrussen – wie schon erwähnt – bei Kriegsbeginn uns wenig mit Politik befassten und unsere Pflicht dem russischen Staate gegenüber in jeder Hinsicht voll und ganz erfüllt haben, so änderte sich unsere Gesinnung durch die gegen uns angewandten, unser Rechtsgefühl tief verletzenden Maßnahmen immer mehr, sodass uns eine Niederlage des russischen Heeres nicht betrübte, dagegen jeder Sieg des deutschen Heeres innerlich von uns bejubelt wurde. Hofften wir doch darauf, dass, wenn Deutschland im Weltkrieg siegt, wir Deutschstämmigen in Russland wieder alle unsere Rechte bekommen würden.

Inzwischen aber blieben wir nicht untätig, sondern ergriffen alle uns geeignet erscheinenden Maßnahmen gegen die völlige Entrechtung, die uns drohte. Die Gemeinden aller deutschen Siedlungen im südlichen Russland wählten Bevollmächtigte, die in St. Petersburg gegen den Vollzug der Liquidationsgesetze wirken sollten. So wurde auch ich als Bevollmächtigter gewählt und begab mich nach St. Petersburg, wo ich mit allen anderen Bevollmächtigten zusammentraf. Unter anderem war von Bessarabien Herr Widmer, vom Cherson'schen Gouvernement Herr Reichert, vom Kaukasus Herr Theodor Hummel, von den Mennoniten Heinrich Schroeder gekommen. Während die Bevollmächtigten der evangelischen und katholischen Gemeinden alle Schritte gemeinsam unternahmen, liebten es die mennonitischen Bevollmächtigten nebenher noch eigene Wege zu

gehen, da sie noch andere, besondere Argumente anführen wollten, um ihr Eigentum vor der Liquidation zu schützen. Ich kann es nicht umgehen, hier zu erwähnen, wie sehr ich davon betroffen war, dass ein großer Teil der Mennoniten in der kritischen Zeit des Weltkriegs ihr Deutschtum und ihre deutsche Abstammung verleugneten! Mit allen Mitteln, darunter auch Bestechungen der Beamten in großem Maßstab, bemühten sie sich, den Nachweis zu erbringen, dass sie holländischer Abstammung und nicht deutschstämmig seien. Das bleibt ein Schandfleck für ewige Zeiten auf einem großen Teile des russischen Mennonitentums! Zur Ehre der besser gesinnten Mennoniten muss aber auch gesagt werden, dass nicht alle diese Fahnenflucht aus dem Deutschtum mitmachten, besonders unter den Altmennoniten waren viele Gegner gegen das Holländertum, dazu gehörte und gehört auch Prof. Benjamin Unruh, der heute noch mein Freund ist.²²

Familien- und Geschäftsereignisse

Bei Ausbruch des Weltkrieges war meine ganze Familie – Frau und sieben Kinder – zu Besuch auf der Krim bei Tante Sonja Ragowski in Korpe. Ich allein war zu Hause in Prischib und wollte erst später nachkommen. Ragowskis hatten eine Badegelegenheit auf der „Strelka“, der Landzunge, die an der Ostseite der Halbinsel Krim, dem Asow'schen Meere vorgelagert ist und sich vom Norden nach dem Süden zieht. Um vom Festland bei Korpe auf diese Landzunge zu gelangen, muss man mit einem Boote das dazwischen liegende seichte, sehr stark salzhaltige Gewässer überqueren. Die ganze Familie Ragowski, soweit sie abkommen konnte, mit allem Besuch, darunter meine Familienangehörigen mit dem Hauslehrer meiner Kinder Albert Schmidt, Familie Lepnin und andere, befanden sich am Tage der Mobilmachungserklärung Russlands auf der Halbinsel (Landzunge).

Ein Kurier brachte den Mobilmachungsbefehl auf die Strelka und Schwager Lepnin sowie Sascha Ragowski und Lehrer Albert Schmidt mussten sofort abreisen. Natürlich war auch für alle anderen Badegäste die Badeherrlichkeit zu Ende,

²² Benjamin H. Unruh (1881 bis 1959) war russlanddeutscher Historiker und Autor. Er beschäftigte sich vor allem mit mennonitischen Wanderbewegungen.

auch sie kehrten so rasch als möglich nach Korpe zurück. Doch war auch ein weiteres Verbleiben meiner Familie in Korpe selbst nicht mehr gut möglich. Ich fuhr darum sofort auf die Krim, um meine Familie abzuholen. Wir erlebten dort noch die totale Sonnenfinsternis am 8. August, die wir wunderbar schön durch geschwärzte Gläser stundenlang beobachten konnten. Am nächsten Tage fuhren wir ab zur 80 Kilometer entfernt gelegenen Bahnstation Dschankoi. Wir Eltern mit den jüngsten Kindern im bequemen Furgon (bedeckter Federwagen), alle anderen sowie das zahlreiche Gepäck auf einem mit Heu ausgefüllten Leiterwagen. Mit großer Mühe gelang es mir, meine Familie im voll besetzten Schnellzug unterzubringen. Die Fahrt ging leidlich gut vonstatten, und wir kamen wohlbehalten zu Hause an.

In Prischib war inzwischen auch schon das erste Aufgebot abgerückt. Ich hatte gerade noch Gelegenheit, einen mit Reservisten voll besetzten Wagen vom Dorfamt aus abfahren zu sehen. Unter diesen befand sich auch der gewesene Lehrer Wilhelm Gleich, der in meiner Gegenwart den klassischen Ausspruch tat: „Dene verfluchte Preise werre mir der Arsch ordentlich verhaue.“ Nun, wer diesen Prahlhans und Krakeler kannte, der wusste ja, dass er ein großer Feigling war. Er ist auch, nebenbei bemerkt, unverwundet aus dem Krieg zurückgekehrt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er immer in vorderster Reihe die „Preußen“ verhaue hat! Gott sei dank, ich kann sagen, dass dies ein ganz vereinzelter Fall war, dass ein Deutschstämmiger einen solchen oder ähnlichen unwürdigen Ausspruch getan hat.

Wie schon erwähnt, verkaufte Schwester Lebrechtine den Huth'schen Hof und das Weingeschäft an den Bruder ihres verstorbenen Mannes Ferdinand. Bald nachdem Ferdinand Huth nach Hoffental umgezogen war, starb seine Frau nach dem Wochenbett. Schwester Lebrechtine, die im Dautrich'schen Hause eine Wohnung bezogen hatte, nahm sich des Kindleins an, was zur Folge hatte, dass dessen Vater häufig zu Besuch kam und im weiteren Verlauf meiner Schwester einen Heiratsantrag machte. Sie wollte lange nicht darauf eingehen, schon der Kinder wegen, da drei verschiedene Sorten Kinder zusammenkommen mussten, was immer eine heikle Sache für eine Frau ist. Aber schließlich gab sie doch seinem Drängen nach, und so fand die Hochzeit im Jahre 1909 statt. Ferdinand Huth, der deutscher

Reichsangehöriger war, hatte fünf Kinder von seiner ersten Frau, die auch Reichsdeutsche waren. Schwester Lebrechtine brachte ihre drei eigenen Kinder und den Sohn Kolja aus erster Ehe ihres verstorbenen Mannes, also vier Kinder, die russische Staatsangehörige waren, mit, sodass im ganzen neun Kinder zur Familie gehörten. Kolja Huth lebte jedoch nicht ständig zu Hause, er lernte in Deutschland und kam nur besuchsweise zur Familie. Es war keine leichte Aufgabe, die meine Schwester übernommen hatte, und auch Ferdinand hatte wohl die Schwierigkeiten und die Kosten unterschätzt, die eine so große Familie ihm bringen mussten. Die Vermögensangelegenheiten meiner Schwester und ihrer Kinder waren vor ihrer Wiederverheiratung geregelt worden. Ich war vom Melitopoler Waisengericht zum Vormund der drei Kinder bestimmt worden und verwaltete deren Erbteile, wie ich auch meiner Schwester Berater in allen geschäftlichen Dingen behilflich war.

Unser Familienverkehr war ein sehr reger. Im Jahre 1910 wurde ihnen der Sohn Kurt geboren, mit ihm trat die vierte Gattung Kinder auf den Plan. Das Weingeschäft ging in jener Zeit recht gut, sodass eigentlich keine materiellen Schwierigkeiten bestanden, umso mehr als die Otto Huth'schen Kinder außer der Verpflegung keine Kosten verursachten, denn alle anderen Aufwände für sie wurden aus ihrem Erbe bestritten. Trotzdem konnte sich Ferdinand nicht recht mit den Kindern seines Bruders befreunden, namentlich Elsa war ihm ein Dorn im Auge. Schwester Lebrechtine hatte unter solchen Umständen eine sehr schwere Bürde zu tragen. Ihrer Geduld und Besonnenheit war es zu danken, dass sich das Zusammenleben doch einigermaßen erträglich gestaltete. Als dann im Jahre 1914 der Weltkrieg ausbrach, wurden zuerst die beiden ältesten Söhne Ferdinands, Franz und Waldemar, in das Gouvernement Orenburg verschickt. Einige Zeit später, Anfang 1915, wurde auch Schwager Ferdinand selbst verschickt. Seine Frau begleitete ihn freiwillig, und auch Kurt wurde mitgenommen. Auch sie kamen ins Gouvernement Orenburg. Die einzige Tochter Ferdinands, Fanny, war damals bereits mit Otto Schmidt verheiratet. Diesem seinem Schwiegersohn, der russischer Staatsangehöriger war, übergab Ferdinand sein Geschäft, Haus und Hof zu treuen Händen für die Dauer seiner Verschickung. Auch blieben Schmidts alle anderen Huth's-

schen Kinder bis auf Tolly, die wir zu uns ins Haus aufnahmen. Sie wohnte zusammen mit Schwester Emma in deren Zimmer und besuchte die Mädchenschule in Prischib. Kolja Huth war in der Krim auf seinem Gut.

Ich war im Mai 1914 in Deutschland und hatte dort in gewohnter Weise reichlich Bücher und sonstige Handelsartikel eingekauft für den kommenden Herbst und Winter. Die große Sendung, die durch Gerhard & Hey über Riga gesandt wurde, war glücklicherweise unmittelbar vor Kriegsausbruch eingetroffen, nur einige Kisten mit Papeterie und Kartonageartikeln, die vom Fabrikanten nicht rechtzeitig geliefert und dann allein auf den Weg gebracht wurden, kamen nur bis zur russischen Grenze und mussten, da bereits gesperrt war, wieder nach Leipzig zurückgehen. Auch die von der Fabrik Roemhildt-Weimar eingekauften Klaviere sowie die Harmoniums der Firma Lindholm, Manborg und Schiedmeyer waren noch rechtzeitig eingetroffen. Das war ein Glück für mich, wären die Bücher und sonstigen Waren irgendwo unterwegs liegen geblieben oder überhaupt nicht mehr über die Grenze gekommen, so wäre meine Buchhandlung fast ganz lahmgelegt

gewesen. Auch die russischen Schulbücher und die in Warschau eingekauften Schreibmaterialien waren bereits sämtlich eingetroffen, sodass bei Schulbeginn alles Notwendige vorhanden war.

Unsere beiden ältesten Töchter, Felicitas und Dorothea, besuchten das Privatgymnasium Tschentsch in Charkow. Da die Eisenbahnzüge um jene Zeit so überfüllt waren, dass von kleinen Stationen überhaupt niemand einsteigen konnte, so verzögerte sich die Abreise meiner Kinder nach Charkow sehr wesentlich. Aber schließlich gelang es ihnen doch, mit einem Zuge mitzukommen. Hans besuchte die Kommerzschule in Halbstadt, Rudi und Gottlieb waren noch in der Zentralschule in Prischib, traten dann aber im Jahre 1916 gleichzeitig in die zweite Klasse derselben Kommerzschule in Halbstadt ein. Die beiden jüngsten Töchter, Emilie und Lotte, besuchten die Prischiber Mädchenschule. Während die Kinder in Charkow wegen ihrer Deutschstämmigkeit kaum etwas zu leiden hatten, sodass beide in den folgenden Jahren das Gymnasium mit Erfolg beendigen konnten, litt der Unterricht in der Kommerzschule in Halbstadt sehr stark. Außer Mennoniten, die naturgemäß die große Mehrzahl der



Charkow um 1900.

Schüler bildeten, besuchten auch Lutheraner, Katholiken, Russen und Juden die Schule, alles junge Menschen im Alter von 14 bis 18 Jahren. Da gab es viel Händel; denn all die jungen Leute waren doch schon stark von den Kriegsereignissen beeinflusst, und die Russen und Juden glaubten sich allerhand gegenüber den „Njemzy“ erlauben zu dürfen. Da auch im Lehrkörper außer Deutschen auch Russen waren, so fehlte dort eine einheitliche Haltung, die Disziplin in der Schule konnte nicht in der gewohnten Ordnung aufrechterhalten werden. Die Schüler schwänzten zum Teil häufig die Schule, und das Lernen der Schulaufgaben wurde schließlich ganz als Nebensache angesehen. Durch diese mannigfachen, durch den Krieg bedingten Unzulänglichkeiten haben meine drei Söhne leider ein sehr schwaches Fundament an Kenntnissen aus dieser Schule mitbekommen.

Einstieg in eine Motorenfabrik

Durch meinen regen geschäftlichen Verkehr mit Halbstadt war ich intimer mit Heinrich Schroeder bekannt geworden, der zuerst einen Handel mit landwirtschaftlichen Maschinen, Rohölmotoren und so weiter hatte und später eine eigene Fabrik zur Herstellung von Rohölmotoren nach dem Vorbild des schwedischen Motors „Avance“ aufmachte. Da diese Fabrik mehr Kapital benötigte, als Schroeder aufbringen konnte, so lieb ich Schroeder zu verschiedenen Zeiten etwa 20000 Rubel gegen Verzinsung. Da sich das Geschäft immer mehr und mehr vergrößerte, sodass Neubauten notwendig wurden, entschloss sich Schroeder, seine Fabrik in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln und bot mir an, Aktionär zu werden und als zweiter Direktor in die Verwaltung einzutreten. Als weiterer Aktionär kam G. M. Berger aus Tokmak infrage, der auch bereits einen größeren Betrag an Schroeder geliehen hatte. Berger war auch derjenige, welcher mich zum Eintritt in die Gesellschaft überredete, um mich in der Verwaltung zu haben. Da ich nur einige Male in der Woche für ein paar Stunden verpflichtet sein sollte, in der Fabrik zu sein, wofür ich ein Monatsgehalt von 200 Rubel erhalten sollte, so ging ich auf das Angebot ein. Das gesamte Aktienkapital wurde auf 250000 Rubel festgesetzt. Ich übernahm davon 50000 Rubel, Berger 80000 Rubel und

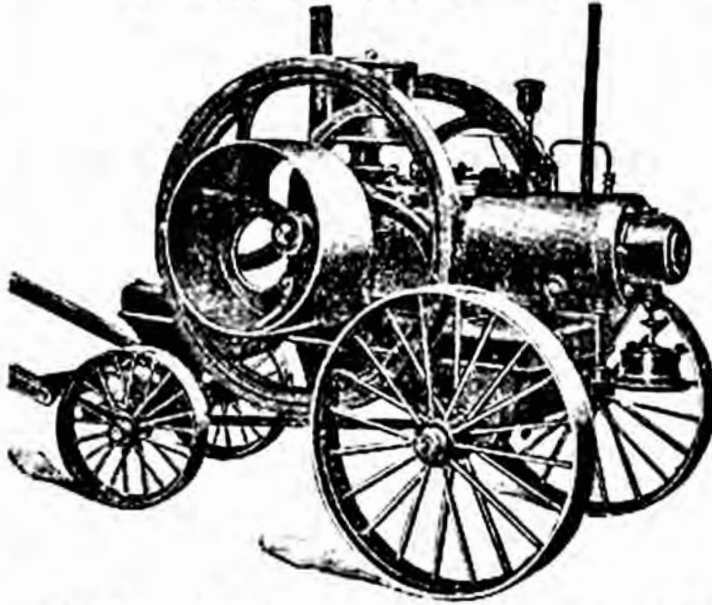
den Rest von 120000 Rubel Schroeder. Das Geschäft entwickelte sich recht gut, der von uns fabrizierte Motor „Don Carlos“ fand bald in weiten Kreisen Absatz, sodass wir schon im ersten Jahre eine Dividende von zehn Prozent auszahlen konnten auf den nominellen Wert der Aktien, die wir wesentlich unter nominell erworben hatten.

Meine Zusammenarbeit mit Schroeder ging ausgezeichnet bis zum Kriegsausbruch. Zwar kamen wir auch dann in geschäftlichen Dingen sehr gut miteinander aus, aber politisch standen wir nicht auf gleicher Linie, und je länger der Krieg währte, desto größer wurde der Spalt, der uns trennte. Er neigte nämlich vollständig auf die Seite derjenigen Mennoniten, die ihre deutsche Abstammung verleugneten, um ihren Besitz zu retten. Auch glaubte er immer und überall seine Staatstreue zu Russland öffentlich betonen und sich gegen Deutschland aussprechen zu müssen. Erst recht aber kehrte er den guten Patrioten heraus, als wir vom Kriegsministerium – wie alle anderen Fabriken – gezwungen wurden, Schrapnells auszubohren und zu diesem Zweck alle Drehbänke zur Verfügung zu stellen. Die Arbeit wurde zwar bezahlt, aber nicht lohnend, und unsere Produktion an Motoren wäre fast ganz eingegangen, wenn wir nicht noch zwei große Drehbänke gehabt hätten, die für Schrapnells nicht zu verwenden waren. Dass ich nichts dazutut, um recht viele Schrapnells fertigzustellen, brauche ich wohl nicht zu betonen. Aber hindern konnte ich auch nicht viel, da Schroeder eben anders eingestellt war als ich.

Mit der Zeit wurden aber unsere Gegensätze in politischer Beziehung so stark, dass ich, um einen ernsten Konflikt zu vermeiden und mich von dem Druck zu befreien, gegen mein inneres Gefühl in der Fabrik handeln zu müssen, Schroeder das Angebot machte, mir meine Aktien abzukaufen. Wir wurden auch bald handelseinig, und so verkaufte ich ihm am 15. April 1917 meine Aktien für 90000 Rubel, wobei zu berücksichtigen ist, dass der Rubel damals schon wenig mehr als die Hälfte seines Wertes hatte. Von der Kaufsumme zahlte er mir etwa die Hälfte aus, für den Rest von 42500 Rubel gab er mir zur Sicherheit einen Pfandbrief auf die gleiche Summe und versetzte mir noch Aktien für den gleichen Betrag. Außerdem haftete er mit seinem sonstigen Vermögen für diese Schuld, die in zwei Jahren ausbezahlt werden sollte. Durch den Weltkrieg ist auch dieses

Die
„Avance“ = Naphthamotore

haben sich in den vier letzten Jahren in Südrussland, sowohl zum Betriebe von Mühlen, als auch ganz besonders beim Betriebe von Dreischmaschinen, sehr gut bewährt.



Der „Avance“-Motor zeichnet sich besonders aus: durch den ruhigen und sehr regelmäßigen Gang; durch sehr einfache Konstruktion, welche nur wenig Vorkenntnisse und Bedienung verlangt; ferner durch außerordentlich billigen Betrieb und durch große Dauerhaftigkeit.

Bestellungen sind rechtzeitig zu richten an den Alleinvertreter für Südrussland

Heinrich Schroeder, Halbstadt
(Gouv. Laurien).

Zeugnisse, Kataloge und Preise liegen sofort gratis zur Verfügung.

Durch tüchtige Monteurs werden Besteller mit dem Betriebe der Motore bekannt gemacht.

— Innerhalb vier Jahre ca. 200 Stück verkauft. —

Guthaben verloren gegangen, ich habe davon nicht einen Pfennig mehr bekommen, denn vor unserer Abreise nach Deutschland sah ich Schroeder nicht mehr, sonst hätte ich wohl noch eine größere Abzahlung von ihm erhalten können.

Bruder Albert als Arzt in Cherson

Ich erwähnte schon, wie sehr wir Deutschrussen moralisch unter den vielen Beschränkungen, Verdächtigungen und Verleumdungen zu leiden hatten und wie infolgedessen unsere Staatstreue sehr gefördert wurde. Mein Bruder Albert hatte einen ganz besonders schwierigen Posten als Chefarzt vom Hospital des Roten Kreuzes in Cherson. Er hatte ein großes Lazarett für Offiziere unter seiner Betreuung, und trotzdem er selbst jahrelang russischer Militärarzt und in diesen Kreisen weitgehend als zuverlässiger Staatsbürger bekannt war, glaubten manche Offiziere dem „Njemez“ hin und wieder den Gehorsam versagen zu dürfen. Da kamen sie allerdings an den Unrechten.

Ich besuchte ihn einmal, wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1915, mit meiner Frau und Lotte, welche eine Haarkrankheit bekommen hatte, von der wir sie in Prischib nicht heilen konnten, Bruder Albert stellte fest, dass es eine Ansteckung von einer Katze sein müsse und riet uns, mit Lotte nach Charkow zu fahren, wo sie in der Universitätsklinik röntgenbestrahlt werden könne. Ich musste bald wieder zu Hause sein, und so beschlossen wir, dass meine Frau mit Lotte noch einige Tage in Cherson bleibt und dann gleich nach Charkow fährt. Dort wurde Lottes Kopf röntgenbestrahlt, die Haare gingen vollständig aus, und nun konnte man die Haarwurzeln gut behandeln. Bald darauf war Lotte auch vollständig geheilt und bis zum heutigen Tage hat sich das Leiden nicht wieder gezeigt. Während dieses Besuches in Cherson hatte ich auch Gelegenheit, das große Konzentrationsgefängnis zu besuchen und alles in Augenschein zu nehmen. Bruder Albert war nämlich auch Gefängnisoberarzt, und so fuhr ich einmal mit ihm dorthin. Dieses Riesengefängnis ist eine kleine Stadt für sich. Seine Bewohner waren nicht nur gemeine Verbrecher, Mörder und Diebe, sondern viele politische Verbrecher wurden vorübergehend dort konzentriert, bis ein Sammeltransport fertiggestellt war für die Deportation nach Sibirien. Es wird in die inneren Räum-

lichkeiten sozusagen niemand eingelassen, der nicht zur Aufsichtsbehörde gehört, ich konnte nur mit hineinkommen dank des Umstands, dass Bruder Albert mit dem Gefängnisdirektor sehr gut bekannt war und dank seiner eigenen Vertrauensstellung.

Das menschliche Elend, das ich dort zu sehen bekam, bleibt mir mein Leben lang unvergesslich! Ich sah unter anderem einen Schwerverbrecher, einen Schmied, der viele Morde begangen hatte, der in seiner geräumigen Zelle, die man durch ein großes, vergittertes Fenster gut übersehen konnte, mit Fußketten an den schweren Amboss angeschmiedet war, und so Schmiedearbeit machen musste. Er war für lebenslänglich zum Gefängnis verurteilt, und da er ein sehr gefährlicher Verbrecher war, so hatte er gar keine Freiheiten. Dann sah ich den großen Gefängnishof, in welchem die Gefangenen je und je eine Stunde des Tages gefesselt im Kreis herumspazieren müssen. In der Mitte des Hofes befindet sich ein Turm, auf welchem mehrere Gefängniswärter mit schussbereiten Waffen in der Hand standen und die Gefangenen scharf beobachteten. Außer den Gewehren, die sie in der Hand hatten, standen in der Mitte an einem Gestell noch eine ganze Reihe scharf geladener Gewehre. Es ist eine schauerliche Musik, die dies Kettengerassel von einigen Hundert spazierenden Gefangenen abgibt. Durch seine humane Einstellung hat mein Bruder manchem Gefangenen, namentlich politischen, Erleichterungen gewähren können, indem er nach ärztlichem Befund die Abnahme der Ketten für acht beziehungsweise zehn Tage anordnete oder bessere, leichtere Kost verordnete und so weiter. Er war darum im Gefängnis sehr beliebt, wovon ich mich selbst überzeugen konnte. Als später die bolschewistische Revolution ausbrach und alle Gefängnisse geöffnet wurden, da waren es gewesene Sträflinge, die ihn vor all der Unbill schützten, die sonstige gutsituierte Menschen fast ausnahmslos traf.

Bruder Albert ermöglichte es, dass wir uns während des Krieges noch einmal sehen und sprechen konnten. Er machte in Begleitung seiner beiden Söhne mit einem befreundeten Kapitän auf dessen Dampfer eine kleine Erholungsreise auf dem Dnjepr von Cherson bis Alexandrowsk, und ich reiste von Prischib nach Alexandrowsk zur Ankunft des Schiffes. Es klappte alles gut, wir trafen uns, und nachdem wir auf dem Schiff zu

Mittag gegessen hatten, nahmen wir ein Boot und fuhren mit den beiden Knaben allein ohne weitere Begleitung auf eine einsame Stelle des gegenüber der Stadt liegenden anderen Ufers des Flusses, machten das Boot fest. Wir fanden dort ein schönes Plätzchen im Weidengestrüpp, wo wir es uns behaglich machten. Da konnten wir stundenlang ungestört und ungehört unsere Erlebnisse und Ansichten austauschen, während die Knaben sich in dem schönen Flusssand verspielten. Gegen Abend kehrten wir zum Dampfer zurück, der am nächsten Morgen wieder die Rückreise nach Cherson antrat. Ich nächtigte auch auf dem Dampfer und fuhr morgens mit bis zu der ersten Haltestelle, an welcher unser Dampfer den Gegendampfer treffen musste, was ja unserem Kapitän bekannt war. Dieser Umstand trat so etwa gegen Mittag ein, und ich stieg dann in den anderen Dampfer um und kehrte nach Alexandrowsk und von dort nach Hause zurück.



Alexander Fjodorowitsch Kerenski (1881 bis 1970). Chef der russischen Übergangsregierung zwischen Februar- und Oktoberrevolution 1917.

Kampf gegen die Liquidationsgesetze

Wie schon erwähnt, nahmen wir die ungerechten Beschränkungen aller Art nicht stillschweigend entgegen, sondern wehrten uns unserer Haut so gut wir konnten. Unsere Bemühungen gipfelten ganz besonders darin, den unseligen Liquidationsgesetzen mit allen Mitteln entgegenzutreten, um ihre Ausführung nach Möglichkeit zu verhindern oder wenigstens zu verzögern. Ich überreichte persönlich dem bekannten Politiker und Dumaabgeordneten Miljukow eine von mir verfasste Denkschrift in der Liquidationsangelegenheit.²³ Miljukow galt bei uns damals noch als Demokrat, der als solcher nicht für die Zwangsenteignung sein konnte. Bald aber mussten wir einsehen, dass er doch auch ganz auf der antideutschen Seite stand, und dass wir von ihm keine Hilfe in der Duma erwarten konnten. Einige Wochen später, kurz vor einer Dumasitzung, suchte ich mit einem mir bekannten linksgerichteten Abgeordneten den Dumaabgeordneten Kerensky in seiner Wohnung auf, überreichte ihm eine Abschrift meiner Denkschrift und hatte darauf

eine längere Aussprache, an deren Schluss er mir das Versprechen gab, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in der Duma gegen die Durchführung der Liquidationsgesetze zu sprechen.²⁴ Und er hat Wort gehalten. Er hatte als Einziger den Mut, offen in der Duma auszusprechen, dass es eine Ungerechtigkeit sei, wenn man russische Bürger, die alle Lasten des Krieges wie jeder Nationalrusse trugen, nur deshalb rechtlos machen und enteignen wolle, weil sie deutscher Abstammung sind. Sehr viel hat uns das zwar nicht geholfen, aber immerhin hatten wir doch wenigstens eine Stütze in der Duma. Dass Kerensky später doch auch dem englischen und französischen Gold erlegen ist, nachdem er für kurze Zeit die Macht in Händen hatte, entfremdete ihm seine Anhänger, und er musste schließlich ganz von der politischen Bühne abtreten. Immerhin erreichten wir Bevollmächtigte der Gemeinden

²³ Pawel Nikolajewitsch Miljukow (1859 bis 1943). Historiker und Politiker. Vorsitzender der Partei der Konstitutionellen Demokraten. 1917 Minister für Auswärtige Angelegenheiten.

²⁴ Alexander Fjodorowitsch Kerenski (1881 bis 1970). Politiker und zeitweise Chef der russischen Übergangsregierung zwischen Februar- und Oktoberrevolution 1917.

mit unserer Arbeit gegen die Liquidationsgesetze so viel, dass ihre Ausführung verzögert wurde.

Ich kann hier nicht unterlassen, einen aufrechten deutschen Mann zu erwähnen, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unsere Bemühungen unterstützte und sie wesentlich förderte. Es ist dies Prof. Dr. Karl Lindemann, Moskau. Er war ordentlicher Professor der Zoologie an der landwirtschaftlichen „Petrowsky-Akademie“ in Moskau.²⁵ Wie kein anderer kannte er die Agrarverhältnisse Russlands, da er das ganze Reich bereiste, um die landwirtschaftlichen Verhältnisse und die Tätigkeit ihrer schädlicher Insekten zu untersuchen. Hierbei hat er die deutschen Bauern und Landwirte kennen- und schätzen gelernt. Er war wohl der Erste, der sofort, als das Gesetz vom 2. Februar 1915 erschienen war, in sehr energischer Weise durch Aufsätze in Zeitungen und in Broschüren Front gegen dieses Gesetz machte. Ebenso trat er mit noch stärkeren Argumenten in Wort und Schrift gegen das zweite am 13. Dezember 1915 herausgegebene Gesetz, das noch wesentliche Verschärfungen gegenüber dem Gesetz vom 2. Februar enthielt, auf. Ich lernte Lindemann persönlich kennen, war zweimal bei ihm in Moskau und habe ihn als überaus wertvollen Menschen schätzen und lieben gelernt. Er war uns in unserem Kampfe die allerbeste Stütze und Hilfe auch dank seiner guten Beziehungen. Lindemann starb vor einigen Jahren hochbetagt in Simferopol, wo er zuletzt noch eine Professur der neu geschaffenen Universität der Krim innehatte. Ehre seinem Andenken.

Inzwischen nahm das Völkerringen immer größere Dimensionen an, und Russland erlitt immer mehr Verluste und wurde aus den anfangs in Deutschland und Österreich errungenen Positionen unter ungeheuren Verlusten hinausgetrieben und weit über seine eigenen Grenzen zurückgetrieben. Je mehr empfindliche Niederlagen die russische Armee erlitt, umso schärfer wurden die Maßregeln gegen uns Russlanddeutsche. Diese Maßregeln schaden uns und verbitterten uns sehr, dem Staat aber nützten sie absolut nichts, das Verhängnis nahm seinen Verlauf. Nach der erzwungenen Abdankung des Zaren Nikolaus II. im März 1917, glaubten wir nahe am Frieden zu sein, denn Kerensky wurde Minister, und von ihm

erwarteten viele Friedensfreunde die Einleitung von Friedensverhandlungen. Leider hat englisches und französisches Gold es vermocht, ihn für die Entente zu gewinnen. Er wurde zuerst Kriegsminister, dann Ministerpräsident. Als jedoch die bolschewistischen Revolutionäre Lenin und Trotzky aus der Schweiz nach Russland zurückgekehrt waren, war die Rolle Kerenskys ausgespielt. Er wurde im November 1917 von den Bolschewiken gestürzt, und Lenin errichtete die Räterepublik.

Kurze Phase der Entspannung

Aber bis es so weit kam, hatten wir doch eine Periode bedeutender Entspannung – denn die innere Politik wandelte sich nach der Revolution und Abdankung des Zaren so, dass wir bedrängten Deutschen aufatmen konnten. Wenn wir in der zaristischen Zeit auch nicht erreicht hatten, dass die Liquidationsgesetze aufgehoben wurden, so hatten unsere Bemühungen doch die Ausführung so gehemmt, dass mit der Liquidation erst kurz vor der Abdankung des Zaren in einigen Bezirken begonnen worden war. Im Prischiber Bezirk war der Beamte – ein Pole – kaum zwei Wochen damit beschäftigt gewesen, die Bestände an Pferden, Rindvieh und landwirtschaftlichem Inventar aufzunehmen, als die erste Nachricht von der Abdankung des Zaren durch die Zeitungen bekannt wurde. Ich hatte von einem Bekannten, der gerade aus Charkow eingetroffen war, die erste Zeitung erhalten, die diese Nachricht enthielt. Ich ging damit sofort zu meinem Freund Fritz Ullmann und forderte ihn auf, mit mir ins Dorfamt zum Dorfältesten Silbernagel zu gehen, um zusammen mit dieser „Amtsperson“ zu dem Liquidationsbeamten zu gehen, der im Prischiber Beamtenquartier logierte, um ihm nahezu legen, dass er seine Koffer schleunigst packen und abreisen solle. Aber Silbernagel hatte nicht Courage genug, um diesen Streich mitzumachen. So gingen wir zwei, Ullmann und ich, allein zu dem Polen. Wir traten – wie Revolutionäre – unangemeldet bei ihm ein, und ich sagte ihm mit kurzen bündigen Worten, dass er sich schleunigst reisefertig machen solle, in zwei Stunden würde ein Fuhrwerk vorfahren, um ihn an

²⁵ Karl Lindemann (1847 bis 1929). Russischer Zoologe und bedeutender Vertreter der Interessen der deutschsprachigen Minderheit in Russland.

den Bahnhof zu bringen, seine Rolle sei hier ausgespielt. Sollte er sich aber weigern abzureisen, fügte ich hinzu, würden wir jede Verantwortung für seine Sicherheit ablehnen, er könne sich ja denken, welche Verbitterung bei den Bauern gegen ihn herrsche. Zuerst wollte er nicht darauf eingehen, ihm sei nichts bekannt von der Abdankung des Zaren. Ich zog die Zeitung aus der Tasche und las ihm die betreffende Meldung vor. Als ich merkte, dass er unsicher geworden war, sagte ich ihm – und Ullmann assistierte mir kräftig –, wenn er nicht gutwillig abreise, dann würde er mit dem Schubkarren auf die Straße gesetzt und könne die 22 Kilometer zum Bahnhof zu Fuß gehen. Ob er aber heil dort ankomme, dass sei eine Frage. Im Resultat reiste der Pole um 1 Uhr mittags ab, zu seiner Sicherheit begleitete ihn unser Polizeidiener. Er kam heil bis zum Bahnhof, fuhr in die Kreisstadt Melitopol und – wir haben nie mehr etwas von ihm gehört oder gesehen. Was wir zwei da gemacht hatten, war ja ein richtiges Husarenstückchen; aber es ist so glänzend gelungen, ich freue mich heute noch in der Erinnerung über diesen Streich. An Achtung haben wir dadurch bei unseren Dorfgenossen und in unserem ganzen Bezirk nicht verloren. Und von Liquidation war weiterhin nirgends mehr die Rede.

Ein Freudentaumel ging durch das ganze Land, alle hofften nun auf Frieden und Freiheit. Meine Stimmung aus jener Zeit wird am besten charakterisiert durch einen Brief, den ich in russischer Sprache am 30. März 1917 an die Schwester meiner Mutter, Tante Dorinka Vaatz, geschrieben habe, die mit Mann und Tochter im Gouvernement Ufa in der Verbannung lebte. Diesen Brief besitzt Tante Dorinka heute noch, ich lasse hier die Übersetzung in deutscher Sprache folgen: „Prischib, 30. III. 1917. Liebe, teure Dorinka! Schon längst wollte ich dir schreiben, aber immer kam es nicht aus. Heute kam endlich eine Postkarte von Dir an Emilie, in welcher Du u. a. um Zusendung von 50 Rbl. zu Ostern bittest. Ich habe Dir diesen Betrag sofort telegrafisch überwiesen, denn anders hättest Du das Geld zu Ostern nicht mehr erhalten. Ich hoffe, Du erhältst

es morgen oder übermorgen. Schon längst wollte ich Dir wegen Deines Geldes schreiben, dass es noch immer bei Notar S. ist. Er schrieb mir nur, dass wenn ich nach Simferopol kommen könnte, dann hoffe er, dass es ihm zusammen mit mir gelingen würde, Dein Geld freizubekommen. Aber unglücklicherweise kann ich jetzt nicht reisen, ich liege zzt. wieder fest im Bett, mein Bein ist wieder erkrankt, und zwar stärker als zuerst. Wir haben Dir wohl zu Weihnachten geschrieben, dass mein linkes Bein wieder an einer Venenentzündung, meinem alten Leiden, erkrankt ist. Ich lag fast 2 Monate damit herum. So etwa am 20. Februar hatte sich das Leiden so weit gebessert, dass ich wieder gehen konnte, und alles ging gut. Nun kamen die historischen Tage von 27. Februar bis 4. März. Du kannst Dir ja vorstellen, dass ich nicht abseits dieser Ereignisse stehen konnte, alles, was in mir an schöpferischer Kraft vorhanden ist, flammte auf. Mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele gab ich mich dem neuen, freien Russland hin! Und ich irrte mich nicht; wie ich vorausgesehen hatte – schon in den ersten Tagen der Revolution –, dass es in einem freien Lande keine Bürger zweiten oder gar dritten Grades geben kann, so hatte ich das jetzt auch schon verwirklicht. Mit dem Akt vom 21. März über die Aufhebung aller Einschränkung in religiöser und nationaler Beziehung ist der schmachvolle Schandfleck, den uns die alte, verbrecherische Macht angehängt hatte, von uns genommen worden.²⁶ Wir sind vollberechtigte, freie Bürger unserer großen Heimat. Die Liquidation fällt fort, der Gebrauch der deutschen Sprache in Kirche und Schule ist erlaubt, unsere Jagdgewehre, die uns bereits im Oktober 1914 abgenommen wurden, sind uns zurückgegeben, usw., usw. – mit einem Wort: alle von der alten Macht gegen uns ergriffene Maßnahmen sind aufgehoben! Kannst Du Dir wohl vorstellen, wie wir uns jetzt fühlen? Nein, das kannst Du nicht, das würdest Du nur dann können, wenn auch von Dir plötzlich alles das genommen würde, unter dessen Druck Du Dich gegenwärtig befindest. Freiheit! Dieses eine Wort sagt alles. Und ich bin tief überzeugt, dass auch für euch alle bald dieses Wort gesagt wer-

²⁶ Das Gesetz über die Gleichheit aller Nationen und Konfessionen vom 21. März 1917 löste bei den deutschstämmigen Russen eine große Euphorie aus und führte zu zahlreichen politischen Aktivitäten. Vgl. dazu: Lydia Klötzel: Die Russlanddeutschen zwischen Autonomie und Auswanderung: Die Geschichte einer nationalen Minderheit vor dem Hintergrund des wechselhaften deutsch-sowjetischen/russischen Verhältnisses, Münster 1999, S. 68 ff.

den wird, der Krieg wird bestimmt in diesem Jahre beendet, nicht später als im Herbst kommt auch ihr nach Hause, in die Heimat, zu Verwandten und Freunden. In diesen tief bewegten Tagen der ersten Hälfte des März musste ich sehr viel gehen, viel tun, und da ist mein Bein wieder erkrankt. Schon fast eine Woche liege ich wieder, wenschon ich bisher noch immer etwas gegangen bin, so musste ich mich doch heute endgültig festlegen, denn die Erkrankung verschlimmerte sich mit jedem Tage mehr und ergriff neue Stellen. Wahrscheinlich muss ich 4 Wochen liegen, dann kann ich vielleicht riskieren, zu gehen. Wie unbequem diese Erkrankung jetzt für mich ist kannst Du ermessen, wenn ich Dir sage, dass man mich gleich zum Vorsitzenden der Prischiber Dorfvollzugskomitees und darauf zum Vorsitzenden des Wolost-Vollzugskomitees gewählt hat und des Weiteren zum Vertreter der Wolost beim Kreisvollzugskomitee. Zurzeit gibt es eine Masse Organisationsarbeit, die ja allerdings mit dem Kopfe und nicht mit den Füßen gemacht wird, aber immerhin ist es sehr unbequem, wenn man dabei nicht gehen kann, die Leute müssen alle zu mir kommen, ich habe selten eine freie Stunde am Tage, alles kommt zu mir um Rat, Auskünfte usw. Nun Gott sei Dank, wenn ich auch nicht gehen kann, so kann ich doch arbeiten, und da muss man zufrieden sein. Es ist jetzt 5 Uhr Gründonnerstagabend. Alle unsere Erwachsenen, Emilie, Feli, Dori und Hans sind in die Kirche zum Abendmal gegangen, ich bin allein zu Hause mit den Kleinen. Morgen erwarten wir einen Gast zu Ostern: Irma Jakowlewna Dobrolenskaja (geb. Schwartz), meine Nichte aus erster Ehe, mit ihrem 5- bis 6-jährigen Töchterchen. Wir freuen uns sehr auf diesen Besuch, haben wir uns doch schon lange nicht mehr gesehen. Wie würden wir uns aber erst freuen, wenn Du mit Nora zu Ostern könntest zu uns kommen. Diese Freude wäre für uns noch größer. Aber das ist jetzt unmöglich. Dagegen sehen wir uns entweder im Sommer, oder aber im Herbst kommt ihr bestimmt zu uns. Drum lebe ich in der festen Hoffnung, dass auch bei Dir wieder lichte, sonnige, freudige Tage einkehren. Sei stark, trage das Unvermeidliche, bald, bald kommt das Ende aller Qualen! Doch Schluss, ich glaube ich habe mich

etwas hinreißen lassen, aber was ist zu machen, jetzt ist man in solcher Stimmung. Was Geldsachen betrifft, so schreibe mir doch bitte rechtzeitig, wie viel Du nötig hast, so werde ich es Dir natürlich sofort zusenden. Ich küsse Dich, Nora und Wolodja von uns allen viele Male. Dein Gottlieb.“

Im Einsatz für die Russlanddeutschen

In diesem Briefe ist auch meiner Wiedererkrankung der Fußvenen Erwähnung getan. Diese leidige Krankheit kam mir gerade in der Zeit sehr unpassend. So konnte ich leider an dem ersten Kongress aller Russlanddeutschen in Moskau und dem zweiten in Odessa nicht teilnehmen.²⁷ Nur in meinem engeren Wirkungskreise konnte ich allen an mich herantretenden Anforderungen genügen. Alle notwendigen Versammlungen wurden in unserem Hause abgehalten, und als sich mein Zustand einigermaßen gebessert hatte, konnte ich auch bis Melitopol fahren, wo ich in den Kreisversammlungen unsere Interessen mit Erfolg vertrat. Viel Organisationsarbeit war zu tun, da die ganze Verwaltung geändert wurde. Zuerst wurden Vollzugskomitees gebildet, dann wurden Wahlen vorbereitet und durchgeführt, welchen ich als Wahlleiter des Molotschnaer Bezirks vorstand. Sodann kamen die Wahlen für die verfassunggebende Versammlung und später die Wahlen für die Wolostnoe Semstwo, die ich zu organisieren und durchzuführen hatte. Dank dem Umstand, dass ich im eigenen Geschäft fast gar nichts zu tun hatte, da der Handel und Umsatz aus Mangel an Büchern, Papier und sonstigen Handelsartikeln gleich null war, konnte ich meine ganze Zeit und Arbeitskraft den öffentlichen Angelegenheiten widmen. Ich will nicht näher auf all die Schwierigkeiten und Probleme eingehen, die da zu überwinden und zu lösen waren. Aber e i n e n Fall will ich herausgreifen und zum besseren Verständnis etwas eingehender schildern.

Wie schon mitgeteilt, hatte das Prischiber und Eugenfelder Gebiet gemeinsam einen Landbesitz von rund 6 500 Dess., das sogenannte „Schäfereland“, das von der Prischiber Wolost verwaltet wurde – durch gemeinsam mit der Eugenfelder Wolost gebildete S'chods (Versammlungen). Als

²⁷ Zu den beiden Kongressen siehe: Ebd., S. 69 f.

nun durch die neuen Gesetze die Gebietsverwaltungen (Wolost) aufgehoben werden sollten und statt deren die Wolostnoe Semstwo – gegenüber der Kreis- und Gouvernements-Semstwo – gebildet werden sollten, entstand für unsere deutschen Gemeinden eine sehr ernste und heikle Frage wegen des Schäfereilandes. Denn während bisher in den deutschen Wolosten nur deutsche Bauern und Hausbesitzer Landanteile und Stimmrecht hatten, sollten nun in der Wolostnoe Semstwo sämtliche Bewohner des Gebiets im Alter von 20 Jahren ab, also auch die in den deutschen Dörfern wohnhaften Russen und Juden, Stimmrecht haben und auch das Recht erhalten, Landbesitz zu erwerben! Nachdem ich das neue Gesetz gründlich studiert hatte, wurde mir klar, dass wir da sehr unerwünschte Mitbesitzer an dem Schäfereiland erhalten würden, und dass darum Mittel und Wege gefunden werden mussten, um dieses Land, noch ehe die Wolostnoe Semstwo gebildet ist, unter eine andere Verwaltung zu bringen, in welcher nur die deutschen Besitzer mitzureden haben. Das war kein einfaches Problem. Unsere Nachbarn, die Mennoniten der Halbstädter und Gnadenfelder Wolost, fanden verhältnismäßig leicht einen Ausweg, indem sie die Verwaltung ihres Schäfereilandes der Kirchengemeinde übertrugen. Eine solche straffe kirchliche Organisation hatten wir aber nicht, zudem waren in unserer Wolost zwei Konfessionen, Lutheraner und Katholiken. Es musste also ein anderer Ausweg gefunden werden, und ich fand ihn. Ich sagte mir, jetzt ist Revolutionszeit, in der kann alles gewagt werden. Ich arbeitete nun ein Statut aus, nach welchem fernerhin das Schäfereiland und -kapital verwaltet werden sollte. Nach diesem Statut, das ich vom gemeinsamen Prischib-Eugenfelder S'chod in aller Form durch rechtsgültigen Beschluss genehmigen ließ, sollte fernerhin die Verwaltung des Schäfereikapitals einem Gremium von 32 gewählten Vertretern aus den 32 Dörfern beider Wolosti übergeben werden. Die 32 Vertreter hatten aus ihrer Mitte eine Direktion zu wählen, der die eigentliche Verwaltung oblag und die ihre Tätigkeit ehrenamtlich ausübte. Für die Geschäftsführung war eine besoldete Kraft vorgesehen. Das Domizil der Verwaltung durfte nicht im bisherigen Wolostgebäude sein, sondern es musste dafür ein anderes neutrales Lokal gefunden werden. So wurde denn auch die ganze Angelegenheit durchgeführt.

Da ich mit Arbeit überreichlich belastet war, wollte ich mich nicht dazu wählen lassen, den Vorsitz zu übernehmen. Es half aber nichts, ich musste daran glauben. Nun handelte es sich darum, diese Umstellung in der Verwaltung des Schäfereikapitals von der Behörde sanktionieren zu lassen, wenigstens musste der Versuch gemacht werden. Ich reiste in die Gouvernementsstadt Simferopol und suchte dort einen alten Bekannten aus der Gouvernements-Kanzlei auf, einen mit allen Wassern gewaschenen Kunden, durch den die Mennoniten stets ihre mehr oder weniger ungesetzlichen Handlungen bereinigten, da er für „Geschenke“ sehr zugänglich war. Ich muss hier bemerken, dass in der Verwaltung des Schäfereikapitals in Halbstadt gegenüber Prischib insoweit bislang ein Unterschied bestand, als die Mennoniten die Zinsen des Schäfereikapitals nicht zum Kapital schlugen wie wir, sondern diese unrechtmäßigerweise verbrauchten für Zwecke, die mit der Quelle dieser Gelder in gar keinem Zusammenhang standen. Ich wusste lange nicht, woher die großen Mittel kamen, die die Mennoniten stets zur Verfügung hatten, wenn es galt, durch Bestechungen eine Sache durchzuführen, die auf legalem Wege nicht erreicht werden konnte. Der oben genannte Beamte war diejenige Persönlichkeit, die jährlich einmal Revision in den Wolosten zu machen hatte. Dass er da reichlich an dem mennonitischen Honigtopfe gelect hat, lässt sich denken.

In Prischib gab es dies nicht, und da waren somit auch keinerlei Mittel vorhanden, um gegebenenfalls durch „Geschenke“ etwas bei den Behörden durchzusetzen. Aber ich wollte einmal den alten Schlaufuchs über seine Ansicht zu unserer Sache hören. Vielleicht konnte ich sie doch irgendwie mit seiner Hilfe gesetzmäßig durchführen. Er war auch für kleine Aufmerksamkeiten, die man ihm erwies, stets dankbar, und so überbrachte ich seiner Frau als Präsent 10 Pfd. Butter, die in jener Zeit sehr rar war. Dadurch war mir ein lebenswürdiger Empfang gesichert. Ich brachte ihm meine Angelegenheit vor und legte ihm auch eine Abschrift des Gemeinbespruchs vor, durch welchen die neuen Statuten bestätigt worden waren. Nachdem er alles gelesen hatte, schaute er mich verschmitzt an und sagte: „Diese Sache geht nicht durch.“ Ich erwiderte ihm darauf, dass wir auf alle Fälle jetzt einmal das Schäfereikapital nach dem neuen Statut verwalten werden, es sei

jetzt Revolutionszeit, und wir würden nicht ohne Weiteres unser rechtmäßiges Besitztum mit anderen, die gar kein Anrecht darauf haben, teilen. Darauf sagte er, meine Sache sei ungesetzlich, darüber bestehe kein Zweifel, aber wir könnten es ja einmal darauf ankommen lassen, ob die neue Wolostnoe Semstwo dagegen protestieren wird, dann habe es ja noch Zeit, weitere Schritte zu überlegen. Das genügte mir vorläufig vollkommen, und – ich kann das gleich sagen – es genügte auch so lange, bis der Bolschewismus auch die Ukraine erfasst hatte und alles auf den Kopf stellte. Heute, wo ich dies schreibe, sind nicht nur die 6500 Dess. Schäfereiland den deutschen Bauern weggenommen und mit Russen besiedelt worden, sondern noch weitere 30000 Dess. sind den rechtmäßigen Besitzern deutscher Bauernwirtschaften im Prischiber Gebiet geraubt und mit Russen besiedelt worden.

Verschiedene Wahlen

Die letzten Wahlen, die ich durchzuführen hatte, waren die zur Wolostnoe Semstwo. Diese Wahlen waren auch für die Dörfer die bedeutendsten, denn es hing doch viel davon ab, wie die Zusammensetzung dieser neuen Körperschaft

ausfiel. Es wurden im Prischiber Gebiet fünf bis sechs Wahlbezirke eingerichtet, durch welche die nächstgelegenen Dörfer zusammengefasst wurden. Gewählt wurde nach vorgeschlagenen Listen der verschiedenen Gruppen und der Parteien. Die Wahlen fielen im Großen und Ganzen befriedigend aus. Es wurden fast ausschließlich solche Männer gewählt, die auch vorher schon in der Gebiets-(Wolost)Versammlung als Gemeindevertreter tätig waren. Auch ich war gewählt worden, hatte aber absolut keine Neigung, in dieser Körperschaft eine führende Rolle zu spielen, ich lehnte es darum ab, mich zum Vorsitzenden der Verwaltung wählen zu lassen. Ich hatte reichlich genug an den vielen Ämtern, die ich in letzter Zeit bekleidete.

Bei der ersten konstituierenden Versammlung der Wolostnoe Semstwo wurde Laber-Kostheim zum Vorsitzenden gewählt. Er war kein Mann von viel Energie und Entschlusskraft, aber doch ein unbescholtener, lauterer Charakter. Die Führung kam unter solchen Umständen in die Hand des Sekretärs, des vormaligen Gebietsschreibers Kludt, der aber auch kein Führertalent hatte. Inzwischen war es Herbst 1917 geworden, dem Frieden waren wir aber leider nicht nähergekommen, da Kerensky vollständig umgestellt hatte. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung, nament-



Wladimir Iljitsch Lenin (1870 bis 1924) im November 1917 in St. Petersburg (Fotomontage).

lich auch der Soldaten an der Front, wurde von Tag zu Tag größer, und als dann die beiden Revolutionäre Lenin und Trotzky nach Russland zurückkehrten, und die bolschewistische Agitation mit ungeheurer Wucht und ebenso großem Erfolg einsetzte, musste Kerensky im November abdanken, und Lenin rief die Räterepublik aus. Was das bedeutete, mussten wir bald erfahren. Zunächst konnte der Bolschewismus sich in der Ukraine noch nicht so sehr auswirken, aber jede Gesetzmäßigkeit löste sich sozusagen auf, da alle revolutionierten, da niemand da war, der befehlen konnte und dessen Befehl auch hätte durchgeführt werden können, kurzum ein Chaos.

Bolschewistische Umtriebe

Obschon unter den deutschen Kolonisten so gut wie gar keine Anhänger des Bolschewismus waren, so fanden sich doch unter den Bewohnern der Dörfer einige zugezogene Elemente, die bolschewistisch gesonnen waren. Als Leiter der Wahlen in die verfassungsgebende Versammlung konnte ich seinerzeit feststellen, dass im Prischiber Wahlbezirk immerhin fünf Stimmen für die bolschewistische Liste abgegeben wurden. Es war mir auch bekannt, wer diese Stimmen abgegeben haben konnte, das war der Lehrer der deutschen Sprache und Religion an der Zentralschule, Georg Luft, und sein kleiner Anhang. Ich hatte mit Luft hin und wieder politische Gespräche, und nach seiner ganzen Einstellung konnte ich mit Sicherheit zu dem Schluss kommen, dass er bolschewistisch gewählt hatte. In der Folge zeigte sich das dann ganz offenbar, denn als die Zeit dafür gekommen war, trat er offen als Bolschewik auf und trieb Propaganda so gut er konnte. Von der sesshaften Bauernschaft der Molotschnaer Dörfer erhielt er keinen Zulauf, dagegen hatte er Erfolg bei den Landlosen, den asozialen Elementen unter den Deutschen, und bei den Russen und einzelnen Juden, die zerstreut in den einzelnen Dörfern wohnten.

Es war ja auch zu verlockend für all diese Leute, wenn ihnen versprochen wurde, dass alle Land bekämen, dass Pferde und Kühe, Lebensmittel und Kleider den Bauern weggenommen und unter ihnen verteilt würden und so weiter. Da kann man sich ja vorstellen, dass vielen dabei der Mund wässrig wurde, da all die Dinge,

die sie vorher entbehrten, nun ihnen, den „Proletariern“, gegeben werden sollten. Doch damit hätte es ja gute Weile gehabt, wenn man den Luft mitsamt seinen ersten Anhängern gepackt und eingesteckt hätte. Zweifellos wäre das auch geschehen, wenn nicht von allen Seiten Nachrichten eingetroffen wären, dass sich überall in den russischen Dörfern bolschewistische Raub- und Mörderbanden gebildet haben, die mit tierischer Grausamkeit ihre Opfer, die besitzende Klasse, niedermetzelten. Diese Nachrichten waren nur zu wahr. Nur waren es keine bolschewistischen Banden, sondern es waren anarchistische Mörderbanden, deren Anführer Machno zum Schrecken von ganz Südrussland wurde. Unter solchen Umständen traute sich niemand gegen die örtlichen Anhänger des Bolschewismus vorzugehen, da mit Bestimmtheit zu erwarten war, dass dann blutige Rache durch jene Banden an den Gegnern des Bolschewismus genommen würde.

So konnte es geschehen, dass Luft mit der Zeit eine Garde um sich hatte, die auch mit Gewehren bewaffnet war. Er zog mit seinen Leuten in den Dörfern herum und nahm überall die vorhandenen Waffen ab, wo solche gefunden wurden. Da jeder Widerstand zwecklos war, händigte man die Waffen – wenn auch nicht alle – aus. Eines schönen Tages besetzte Luft mit seiner Garde das Wolostgebäude, jagte die Angestellten der Wolostnoe Semstwo hinaus, erklärte die Wolostnoe Semstwo für aufgelöst und setzte ein Rätekomitee ein, in welchem er selbst den Vorsitz übernahm. Inzwischen waren viele Soldaten von der Front in die Heimat zurückgekehrt, die sich fast restlos dem Luft anschlossen, sodass er bald einen größeren Anhang hatte. Nun wurde auch damit begonnen, die wohlhabenden Bauern zu expropriieren – namentlich wurden Lebensmittel, die ja sehr knapp waren, restlos weggenommen. Viele der Bauern hatten doch immerhin noch ein halbes Dutzend Schinken und ein paar Dutzend Bratwürste im Vorrat, der gewohnheitsgemäß bei der Feldarbeit im Frühjahr und Sommer Verwendung finden sollte. Auch Eier, Mehl, Kartoffeln wurden mitgenommen und an die „Proletarier“ verteilt. Dass sich die an der Spitze stehenden Herren am reichlichsten bedachten, darf nicht wundernehmen. Ähnlich ging es auch im Halbstadter Gebiet und in anderen Gegenden, wo Deutsche siedelten, zu.

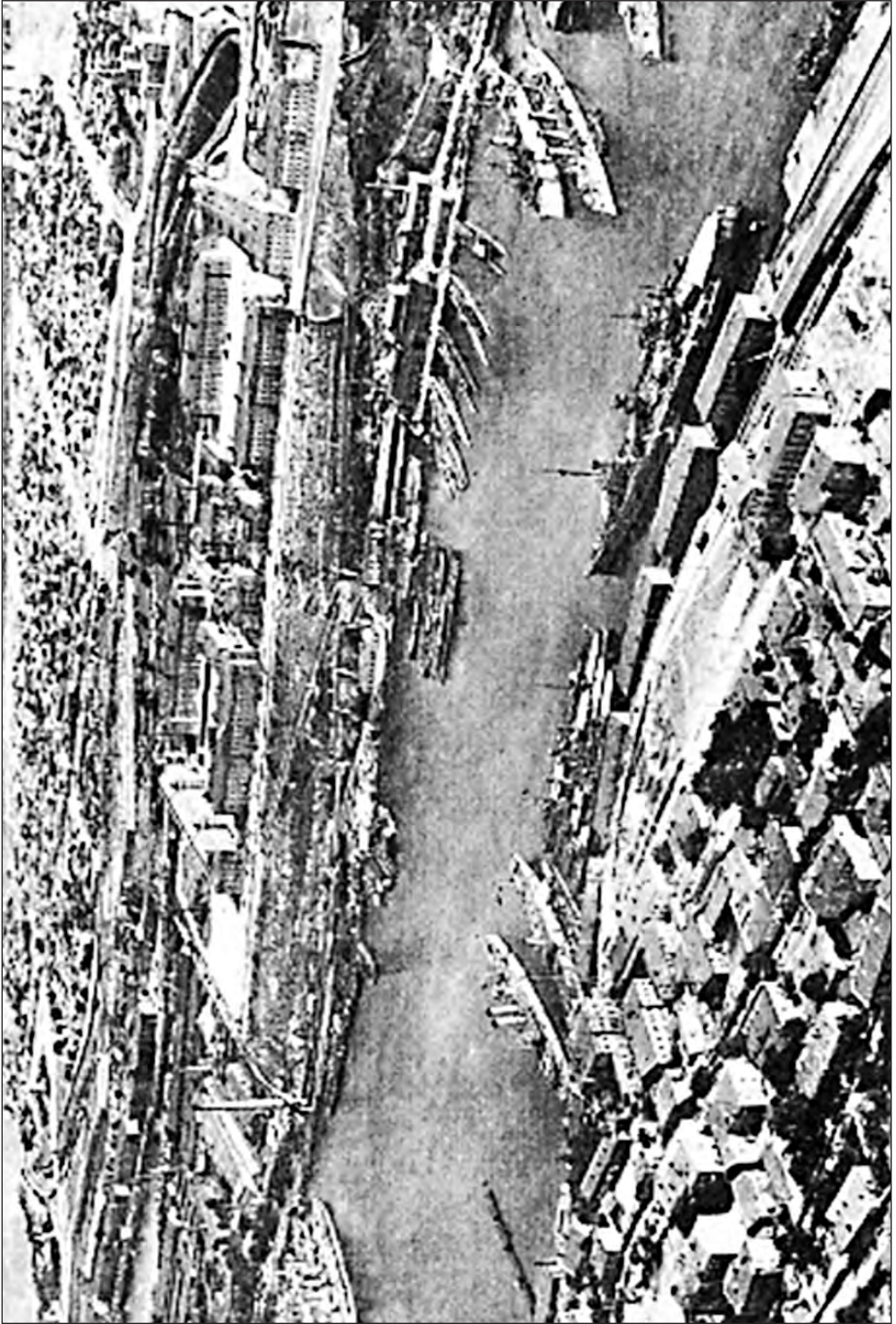
Schreckensherrschaft der Matrosen

Nun gab es aber doch überall Leute, die in früherer Zeit sich mancherlei gegenüber ihren Bediensteten und der besitzlosen Klasse überhaupt hatten zuschulden kommen lassen. Diesen wurde nun das Leben sauer gemacht, sodass viele sich durch die Flucht den Drangsalierungen entzogen. Da sich die örtlichen Machthaber aber doch nicht stark genug fühlten und auch nicht die Energie hatten, die äußersten rigorosen Mittel anzuwenden, so kam einer aus der Clique auf den Gedanken, eine Anzahl Matrosen aus Sebastopol anzufordern, damit diese in unserer Gegend einmal nach dem Rechten sähen. Die Sebastopoler Matrosen aber waren schon genügend bekannt geworden durch die grausame Ermordung aller Offiziere, deren sie in Sebastopol und Simferopol habhaft werden konnten. Wir hatten natürlich nichts davon erfahren, dass Matrosen kommen sollten, aber eines schönen Tages im Februar 1918 waren sie da. Zuerst kamen sie nach Tokmak und Halbstadt und dann sollten sie auch nach Prischib kommen. Ich erfuhr, dass sie Listen hatten, auf welchen alle namhaften Burgeois in den Dörfern verzeichnet waren. In der Liste für das Prischiber Gebiet sollte mein Name obenan stehen. Der Überbringer dieser Nachricht, ein Subjekt, das den Mantel nach zwei Seiten trug, gab mir den Rat, sofort zu fliehen, da mir große Gefahr drohe. Ich traute diesem Ratgeber nichts Gutes zu und folgte natürlich seinem Rat nicht, da ich mir keiner Schuld bewusst war, wegen der man mir etwas hätte anhaben können. Durch die Flucht aber hätte ich mich verdächtig gemacht, und zudem wollte ich unter allen Umständen meine Familie nicht allein lassen. Am nächsten Tage kam schon die Nachricht aus Tokmak, dass die beiden reichsten Leute, Moses Berger und Janek Päckert, grausam zu Tode geprügelt und dann in Stücke zerhackt worden seien. Diese Nachricht entsprach den Tatsachen.

Am gleichen Tage nach dieser Untat kamen die Matrosen nach Halbstadt. Wie wir erfuhren, hatte man dort eine Anzahl Männer arrestiert und in einen Keller eingesperrt. Drei Personen sollten auch bereits erschossen worden sein. Wir hatten auch gegen Abend im nahegelegenen Halbstadt eine Anzahl Schüsse fallen gehört. In der darauffolgenden Nacht, die ich und meine Frau vor Aufregung schlaflos verbrachten, hörten wir nochmals eine

ganze Anzahl Schüsse fallen in der Richtung Halbstadt. Am nächsten Morgen erfuhren wir, dass Jakob Sudermann, Heinz Willms, Peter Lötemann und ein russischer Knabe erschossen worden sind. Das Schicksal der anderen Arrestierten war noch unbekannt. Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, dass die Matrosen noch am Vormittag nach Prischib kommen würden. Und so war es auch. So gegen 11 Uhr vormittags rückte eine ganze Bande Bewaffneter an mit zwei Matrosen an der Spitze und umstellte unser Haus.

Ich war auf alles gefasst, vermochte es aber, mich vollständig zu beherrschen. Der Matrosenführer kam mit einigen Begleitern herein ins Haus und fragte nach dem Besitzer. Ich trat auf ihn zu und sagte, dass ich es sei. Da sagte er: „Towarischtsch, wir sind gekommen, um bei Dir Haus-suchung zu machen nach Waffen und nach Gold und Silbergeld zu suchen. Hast Du Waffen versteckt oder Gold- und Silbergeld?“ Ich sagte ihm, dass die Waffen bereits vor einem Monat vom örtlichen Rätekomitee überall abgenommen worden sind, so auch meine Jagdgewehre. Gold und Silbergeld aber hätte ich nicht, außer einem kleinen Teil Silberscheidemünzen in der Kasse (Das war ja nicht die Wahrheit, tatsächlich hatte ich mehrere 100 Rbl. Gold und Silber gut versteckt, wo es niemals gefunden werden konnte, es war nämlich im Pferdestall unter der Krippe vergraben.). „Nun“, sagte er, „wir werden Dein Haus durchsuchen, finden wir Waffen oder Geld versteckt, dann geht es Dir schlecht.“ Ich sagte ihm, dass er bei mir nichts finden werde. Die Scheidemünzen, einige Rubel aus der Tageskasse, übergab ich ihm, und er steckte sie in seine große Ledertasche. Darauf ging es an das Durchsuchen des ganzen Hauses. Schränke, Kommoden, Betten, alles wurde ausgeräumt und zuunterst und -oberst gekehrt und in den Zimmern herumgeworfen. In einem Glasschränkchen mit Nippes-Sachen entdeckte er eine Schachtel mit meiner Münzsammlung, die dort versehentlich stehengeblieben war. Da meinte der Matrose: „Also hast Du doch Silber!“ Ich erklärte ihm, das seien doch keine gangbaren Geldsorten, sondern das sei eine Sammlung seltener alter Münzen, die gar keinen wesentlichen Metallwert hätten. Nichtsdestoweniger ließ er auch diese Münzen in seiner Tasche verschwinden. Ferner fand er zwei Operngläser, eines davon ein Feldstecher. Da meinte er: „Towarischtsch, Du hast ja genug an dem kleinen Glas, das große



Luftaufnahme des Hafens von Sebastopol im Jahr 1917.

kann ich besser gebrauchen als Du, ich bin so frei es mitzunehmen!“ Um ihn nicht zu verstimmen, tat ich so, als ob es mir eine große Freude wäre, wenn er das Glas in Zukunft benutzen würde.

Trotz der stundenlang währenden Durchstöberung des Hauses wurde nichts gefunden, das beanstandet werden konnte. Als sie mit der Durchsuchung fertig waren, fragte der Matrose, ob er mit seinen Leuten etwas zu essen bekommen könne, da sie alle sehr hungrig seien. Natürlich wurde ihnen nun aufgetischt, was eben da war. Ich sehe die Bande heute noch in unserem Speisezimmer um den großen Esstisch herumsitzen und wie die Wilden auf Schinken, Butterbrot und so weiter einhauen. Nachdem die Gesellschaft gesättigt war, richtete ich an den Towarischtsch eine Bitte, und zwar, dass er mir doch eine Bescheinigung darüber ausstellen möge, dass er Haussuchung bei mir gehalten und nichts zu Beanstandendes gefunden habe. Dazu war er ohne Weiteres bereit, wie er sich überhaupt verhältnismäßig anständig zeigte. Diese Bescheinigung habe ich heute noch, sie lautet ins Deutsche übersetzt: „1918, den 18. Februar wurde eine Haussuchung im Hause des Gottlieb Gottliebsohn Schaad durchgeführt, wobei Gewehre nicht gefunden wurden, da angeblich das örtliche Sowjetkomitee diese bereits eingezogen habe. Silber und Kupfer wurde unsummiert konfisziert. Matrose I.M Jaroschewsky“²⁸

Als die Bande abgezogen war, fühlten wir uns glücklich und waren froh, dass alles so glimpflich verlaufen war. Aber es sollte noch anders kommen. Etwa nach einer Stunde – ich war eben über den Hof zum Buchdruckereigebäude gegangen – sah ich, dass zwei Reiter am Hoftor hielten, einer davon die Zügel seines Pferdes dem anderen reichte und selbst vom Hof aus durch die Türe ins Haus eintrat. Ich kehrte sofort um und ging ihm nach ins Haus. Da stand er vor der Treppe im Vestibül, Mutter war eben von oben heruntergekommen und stand eine Stufe höher vor dem Matrosen, der ihr mit dem Revolver vor der Nase herumfuchtelte. Ich richtete sofort die Frage an ihn: „Was ist erwünscht, Towarischtsch?“ „Ich will Haussuchung bei Dir machen nach Waffen, und wenn ich welche finde, dann erschieße ich Dich auf der Stelle“, sagte er, wobei er nun mir mit sei-

nem Schießzeug vor der Nase herumfuchtelte. Ich erschrak, als ich ihm ins Gesicht sah und an seiner Sprache erkannte, dass er mächtig besoffen war. Ganz kaltblütig aber sagte ich ihm nun, dass vor knapp einer Stunde ein Towarischtsch von ihm, Jaroschewsky, Haussuchung gehalten habe, er solle sich umsehen im Hause – und dabei führte ich ihn ins Geschäftslokal –, wie alles noch herumliegt, man habe aber bei mir keine Waffen gefunden, da ich keine habe, denn diese habe der örtliche Sowjet bereits eingezogen. Nun wollte er eine Bescheinigung darüber sehen, dass der örtliche Sowjet die Gewehre eingezogen habe. Ich musste ihm darauf sagen, dass niemandem eine Quittung ausgestellt worden sei. Mittlerweile waren wir bis in mein Arbeitszimmer gekommen, und so lud ich ihn ein, Platz zu nehmen. Er setzte sich auch nach einigem Zögern, und dann zeigte ich ihm die Bescheinigung von Jaroschewsky. Er konnte sie aber in seinem Rausch nicht lesen, und so las ich ihm vor, was darin stand. „Gut“, sagte er darauf, „ich will Dir glauben, dass Du keine Waffen versteckt hast, aber wenn später doch noch welche bei Dir gefunden werden, dann komme ich und erschieße Dich.“ Dabei drohte er mir wieder mit dem Revolver, erhob sich und wollte gehen. Nun sagte ich ihm, er solle mir doch auch seinerseits eine Bescheinigung ausstellen, vielleicht komme noch einmal jemand, demgegenüber ich mich dann ausweisen kann. Nun setzte er sich nochmals an den Tisch und schrieb etwas nieder auf ein Stück Papier, das kein Mensch lesen kann, da es einfach unleserlich ist. Auch dies Dokument ist heute noch vorhanden, es liegt bei mir. Soweit man mit Mühe feststellen kann, sollten die Hieroglyphen bedeuten, dass bei der Haussuchung keine Waffen gefunden wurden. Darauf schob er ab. Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr meiner Brust! Gott sei gedankt, der uns in dieser Not beschützt hat. Ich war mir keinen Augenblick im Zweifel darüber, welche Gefahr mich bedrohte, von einem so rohen, fast sinnlos betrunkenen, gewalttätigen Menschen. Diese Viertelstunde meines Lebens werde ich nie vergessen.

Am nächsten Tage hörten wir kurz nach dem Essen einen Schuss, der in nächster Nähe unseres Hauses gefallen war. Durch die Fenster sahen wir

²⁸ Mit „heute“ meinte Gottlieb Schaad das Jahr 1933, als er seine Erinnerungen niederschrieb. Diese Bescheinigung hat – wie fast alle Dokumente und Bilder, die Schaad erwähnt – die späteren Zeitläufe leider nicht überstanden.

Leute zusammenlaufen an der Ecke bei Wilhelm Prieb, unserem Nachbarn. Jemand aus dem Hause ging nun auch nach dort, und kam dann mit der Botschaft zurück, dass ein Matrose den Offizier Nürnberg auf der Straße niedergeschossen habe. Wie später authentisch festgestellt wurde, hat man diesen Offizier Nürnberg, der weiter nichts verbochen hatte, als dass er zwangsweise zaristischer Offizier gewesen war, in Hoffental aufgestöbert, auf einen Wagen gesetzt, um ihn nach Prischib ins Wolostgebäude zu bringen. Der Matrose, der ihn verhaftet hatte, ritt hinter dem Wagen her. Als sie bis an die Ecke bei Wilhelm Prieb gekommen waren, also unweit der Wolost, ließ der Matrose die Fuhre anhalten und hieß den Offizier absteigen und zu Fuß zu gehen. Der hatte kaum ein paar Schritte gemacht, so knallte der Matrose ihn mit einem wohlgezielten Schuss in den Hinterkopf nieder, sodass er sofort tot umfiel. Darauf packte er den Mantel des Offiziers mit beiden Händen und schüttelte die Leiche aus dem Mantel heraus, nahm diesen, setzte sich auf sein Pferd und ritt seelenruhig, als ob nichts geschehen sei, ab nach Tokmak.

Kontributszahlungen an die Sowjets

So kam eine Aufregung nach der anderen. In jener Zeit der Aufregungen wurde der Grund zu Mutters Herzleiden gelegt. Und einen oder zwei Tage später, es war bereits gegen Abend, etwa 7 Uhr, kam ein bewaffneter Bote vom Wolostgebäude und forderte mich auf, sofort im Sowjet zu erscheinen. Ich fragte, was denn los sei, und da erfuhr ich, dass große Versammlung sei, in der ein Matrose den Vorsitz führe. Dass da nichts Gutes zu erwarten war für mich, war klar. Hans bot mir sofort an, mitzukommen, um für alle Fälle nach Hause Bescheid bringen zu können, denn Mutter war natürlich in größter Unruhe. So gingen wir denn zur Wolost. Der große Saal war gespickt voll. Am Tisch auf dem Podium saßen die Sowjetmitglieder, alles Leute, die mich und ich sie gut kannten. Und in ihrer Mitte ein Matrose in Lederjoppe und Lederkappe, die fast nur seine Augen freiließ, sodass man seine Gesichtszüge gar nicht erkennen konnte. Ich wurde unmittelbar vor das Podium geführt und stand nur zwei Schritte vor dem Tribunal. Nun eröffnete mir der Matrose, dass man mich zitiert habe, um mir zu

eröffnen, dass der Sowjet beschlossen habe, den Burgeois Prischibs eine Kontribution in Höhe von 600 000 Rubeln aufzuerlegen. Ich aber sei dazu bestimmt worden, diese Kontribution in 24 Stunden einzuziehen, da ich ja am besten die reichen Leute kenne. Auf diese Eröffnung erwiderte ich in aller Ruhe, dass es ganz und gar ausgeschlossen sei, im Dorfe Prischib eine Summe von 600 000 Rubeln aufzutreiben, dass so viel Geld keinesfalls in Prischib vorhanden sei. Nachdem ich diese Erklärung abgegeben hatte, erhob sich der Matrose, ergriff einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Revolver, richtete den auf mich und sagte: „Man braucht nur einen oder einige dieser Burgeois niederzuschießen, dann findet sich Geld genug.“ Im ersten Moment glaubte ich, dass meine letzte Stunde geschlagen habe, aber ich war ganz gefasst, man wird schließlich abgehärtet und gleichgültig. Dann, als er schwieg ohne zu schießen, sagte ich: „Und wenn Sie mich hier auf der Stelle niederschießen, aber 600 000 Rubel werden Sie niemals aus Prischib herausholen!“ Alles war mäuschenstill geworden, man hätte eine Nadel fallen hören können. Hätte nur einer der zahlreich anwesenden Proletarier in diesem Moment irgendeine Aussage gegen mich vorgebracht, und wenn sie noch so verlogen gewesen wäre, dann wäre es wohl um mich geschehen gewesen. Aber nichts erfolgte. Ich hatte unter diesen Menschen keine Feinde, eher Freunde. So hatte ich nun den Eindruck, dass die Drohung nur eine Einschüchterung sein sollte, um mich gefügig zu machen. Das Sowjetkollegium tuschelte ein paar Worte miteinander, dann trat es ab ins Nebenzimmer zur Beratung. Nach 10 bis 15 Minuten kehrten die Männer zurück, und nun erklärte der örtliche Vorsitzende des Sowjets, Jakob Ockert, dass der Sowjet beschlossen habe, die Kontributionssumme auf 150 000 Rbl. zu ermäßigen, dass diese Summe aber sofort bis nächsten Tag mittags abgeliefert werden müsse. Na, dachte ich, das lässt sich eher hören, sagte aber zunächst nichts.

Die Versammlung ging langsam auseinander, auch der Matrose zog los, sodass ich am Podium mit den örtlichen Sowjetleuten zurückblieb. Ockert, der ja leider in moralischer Beziehung ein ausgesprochener Lump war, hatte sonst keinen schlechten Charakter, eher gar keinen. Mit ihm sprach ich nun sozusagen deutsch. Ich fand bei ihm auch so viel Verständnis, dass er einsah,

dass man auch den jetzt festgesetzten Betrag nicht in barem Gelde eintreiben kann, in gar keinem Falle aber in so kurzer Zeit. Das sah er auch gut ein, sagte aber, er konnte gegen den Matrosen nicht mehr ausrichten, darüber wollen wir morgen noch sprechen. Am anderen Tage suchte ich ihn zeitig auf und machte ihm das Angebot, in zweimal 24 Stunden den Betrag von 50 000 bar und den Rest in Schecks einzutreiben. Da meinte er, das könne er von sich aus nicht erlauben, da müsse er erst in Melitopol beim Kreisowjet anfragen, ob er Schecks nehmen dürfe. Sofort wurde ein Auge requiriert und ein Bote nach der 50 Kilometer entfernten Kreisstadt mit der Anfrage abgeschickt.

Ich hatte mir unterdessen eine Liste angefertigt, und nach dieser die betreffenden Personen zu Nachmittag zu einer Versammlung ins Schulgebäude eingeladen mit der strikten Aufforderung, unbedingt zu erscheinen, da andernfalls ohne den Nichterschienenen seine Kontributionssumme von den Anwesenden allein festgesetzt würde. Da kamen natürlich alle, keiner fehlte. Als Vertreter des Sowjets war Ockert erschienen, sonst nur solche Personen, die zur Zahlung herangezogen werden sollten. Und doch hatte sich plötzlich noch ein Subjekt hereingeschlichen – ein Jude, ein ganz hervorragend gemeiner Kerl, Pljatzkowsky, der schon immer, wo er nur konnte, gegen mich gehetzt hatte, auch in öffentlichen Versammlungen. Ehe ich die Versammlung eröffnete, richtete ich an ihn die Frage, was er hier wolle, er sei doch nicht eingeladen. Da sagte er, er sei gekommen, um das Interesse einiger unbemittelter Juden wahrzunehmen, die auch zu dieser Versammlung eingeladen worden seien. Darauf sagte ich ihm, dass hier nur diejenigen Personen anwesend sein dürfen, die ich eingeladen habe, darum forderte ich ihn auf, sofort den Saal zu verlassen. Da er trotzdem sitzen blieb, so erklärte ich dem Sowjetvertreter Ockert, dass ich für den Fall, dass Pljatzkowsky in dem Saal bliebe, die Versammlung nicht eröffne und jeder Verantwortung für die Folgen ablehne. Nun ging Ockert zu Pljatzkowsky und sprach mit ihm eine Weile, worauf der ungebetene Gast verduftete. Dass mir dieser infame Kerl hierdurch noch feindlicher gegenüberstand als bisher, war ja klar, aber daraus machte ich mir nichts.

Ich eröffnete nun die Versammlung von etwa 30 bis 35 Personen. Es galt nun, die Kontributi-

onssumme möglichst gerecht auf die einzelnen Betroffenen entsprechend ihrer Vermögensverhältnisse zu verteilen. Ich übernahm für meine Person freiwillig den achten Teil, das heißt 25 000 Rbl. Für den Kaufmann Petrowitzky schlug ich 15 000 Rbl. vor, womit dieser nach einigem Feilschen einverstanden war. So ging es dann weiter entsprechend meinen Vorschlägen, die meistens nur geringen Widerspruch begegneten. Nur als die Reihe an Friedrich Maier (Bulkemaier) kam, da gab es Schwierigkeiten, da dieser 8 000 Rbl. übernehmen sollte. Er erklärte, er zahle gar nichts, der Schaad könne das alles allein bezahlen, ihm sei der Auftrag gegeben und an ihm gehts hinaus. Das war das einzige rüddige Schaf der ganzen Versammlung. Ich bestand nun erst recht darauf, dass er die vollen von allen Anwesenden vorgeschlagenen 8 000 Rbl. zahlen müsse, andernfalls er sofort von dem Sowjetvertreter zur Anzeige gebracht würde. Alles Schimpfen und Rabulieren half ihm nichts, er musste wie alle anderen zahlen.

Natürlich konnte keiner von uns die ihm auferlegte Summe sofort bar oder überhaupt ganz in bar erledigen, da die Banken zu jener Zeit kein Geld auszahlten. Vom Melitopoler Kreisowjet kam dann auch die Nachricht, dass ein Drittel mit Schecks gezahlt werden könne, zwei Drittel aber sollten in bar gezahlt werden. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie lange es währte, bis die Kontributionssumme einbezahlt wurde, jedenfalls verging mindestens eine Woche, auch ging höchstens ein Drittel bar ein und zwei Drittel in Schecks. Daran war absolut nichts zu ändern. Ich gab Ockert den Rat, bei der Molotschnaer Gesellschaft gegenseitigen Kredits ein Konto für den Prischiber Sowjet zu eröffnen; denn ich musste ihm den Rat geben, das Geld nicht in der Kasse zu halten, da es leicht sein konnte, dass irgendein Machthaber kommt und dem Prischiber Sowjet die ganze Summe wegholt, dann hat er das Nachsehen. Das leuchtete dem Ockert sehr ein, und er befolgte auch meinen Rat. In der Folge wurden auch allen anderen Dörfern des Prischiber Gebiets solche Kontributionen auferlegt, ich habe eine genaue Liste darüber, nach der alle 27 Dörfer zusammen mit 1 945 000 Rbl. belegt wurden. Soviel ich aber hörte, haben die meisten Dörfer lange nicht die ganze auferlegte Summe bezahlt, es dürften im Ganzen etwa 1,2 Millionen Rbl. eingezahlt worden sein.



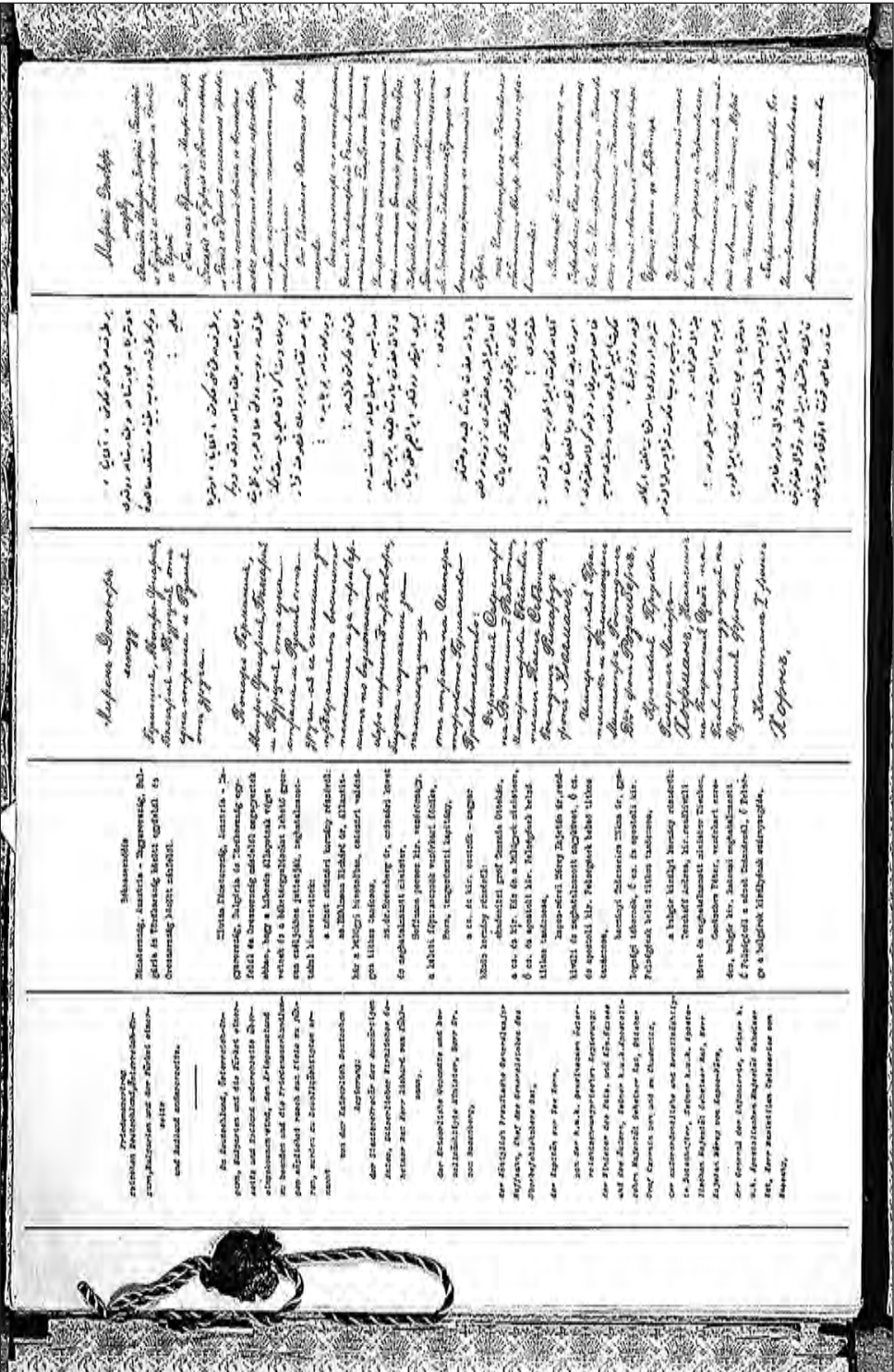
Deutsche Truppen in Kiew im März 1918.

Der größte Teil dieses Geldes musste auf Befehl des Kreissowjets in die Abteilung der Staatsbank in Melitopol eingezahlt werden. Das war für uns ungünstig, was abschließend hier gleich erwähnt werden soll. Diese als Kontribution bezeichnete Umlage sollte dem Gebietssowjet zur Bestreitung der Haushaltskosten und zur Hilfe für die ärmere Bevölkerung dienen. Inwieweit diese Summen zu genannten Zwecken Verwendung gefunden haben, ist mir nicht bekannt geworden. Als aber deutsches Militär im Frühjahr 1918 in der Ukraine eingerückt war und die Bolschewiki samt ihren Sowjets vertrieben worden waren, da versuchten wir bald, von den Geldern, die uns zwangsweise abgenommen waren, zurückzuerhalten, was zu erhalten war. Von der Molotschnaer gegenseitigen Kreditgesellschaft konnten wir nach einiger Zeit das Kontoguthaben des Prischiber Sowjets ausbezahlt erhalten, es wurde anteilmäßig an die rechtmäßigen Besitzer zurückbezahlt, auch ich erhielt einige Tausend Rbl. Die Hauptsumme aus der Staatsbank in Melitopol konnten wir aber trotz aller Bemühungen nicht herausbekommen, da hier der umständliche Weg über Kiew gemacht werden musste, wo

die Zentraleitung der Ukrainischen Staatsbank domizilierte. Ich hatte schon Schritte unternommen, um durch Vermittlung der deutschen Besatzungstruppen unser Ziel zu erreichen, ein Resultat war aber noch nicht erreicht, als der Zusammenbruch der deutschen Front im Westen erfolgte und die Besatzungstruppen aus der Ukraine zurückgezogen werden mussten.

Besetzung durch deutsches Militär

Unter solchen und ähnlichen Zwischenfällen, wie ich einige erwähnte, vergingen mehrere Monate. Die Leninregierung trat in Friedensverhandlungen mit Deutschland ein, und am 3. März wurde in Brest-Litowsk der Friede offiziell zwischen Russland und dem Vierbund abgeschlossen. Nach diesem Friedensvertrag wurde die Ukraine von Großrussland abgeteilt und die Bolschewiki mussten sie räumen. Zur Unterstützung dieser Aktion rückte deutsches Militär in die Ukraine ein. Das Hauptquartier der deutschen Heeresleitung lag in Kiew. Die Besetzung der Ukraine und ihre Säuberung vom bolschewistischen Militär und dem Räubergesindel ging je-



Polnische Sprache

русский язык

Polnische Sprache

русский язык

Polnische Sprache

русский язык

... die ...

... die ...

... die ...

... die ...

... die ...

... die ...

doch nicht so sehr rasch. Das Militär verschwand ja ziemlich rasch, wurde auch, wo es Widerstand leistete, von den deutschen Truppen mächtig aufs Haupt geschlagen. Ein Glanzstück war die Vernichtung eines größeren bolschewistischen Truppenteils bei Taganrok, wo Tausende bolschewistische Soldaten ins Asowsche Meer gedrängt wurden, die dann versuchten, durch Schwimmen auf Schiffe zu kommen, aber allzumal elend ertranken. Sehr schwer war es, gegen das Raub- und Mordgesindel vorzugehen, das sich immer in Schlupfwinkel verkriechen konnte und stets von Neuem die Bevölkerung, gerade auch unserer Gegend, terrorisierte, beraubte und ermordete. Wir an der Molotschna warteten schon mit großer Sehnsucht auf das Eintreffen deutscher Truppen. Bald hieß es, sie seien bereits in Jekaterinoslaw, dann gar schon in Alexandrowsk, also nur 80 Kilometer von Prischib entfernt, ganz zuverlässige Nachrichten hatte aber niemand.

Auch unser örtlicher Sowjet hatte augenscheinlich für ihn bedrohliche Nachrichten bekommen; denn eines schönen Nachmittags fasste er in einer geheimen Sitzung den Beschluss, mit Sack und Pack zu fliehen, und zwar zunächst bis Berdjansk und mit requirierten Pferdefuhrwerken. Damit ihren zurückbleibenden Familienangehörigen beim Einzug der deutschen Truppen kein Leid geschähe, beschloss der Sowjet, Geiseln mitzunehmen, und zwar außer mir noch Dr. Kludt, Pastor Schlupp, Christian Glöckler und Karl Schmidt aus Hoffental. In der kommenden Nacht sollten wir aus den Betten herausgeholt und mitgenommen werden. Eine halbe Stunde, nachdem dieser Beschluss vom Sowjet gefasst worden war, hatte mir ein Bote bereits einen Zettel überbracht mit dieser Benachrichtigung. Ich gab allen betroffenen Personen sofort Mitteilung hiervon, mit dem Rat, sofort mit dem Dunkelwerden sich durch Flucht in Sicherheit zu bringen. Ich machte mich reisefertig für einige Wochen Abwesenheit.

Karl Schmidt von Hoffental, den ich zu einer dringenden Besprechung zu mir hatte kommen lassen, war bald da, und wir beschlossen gemeinsam nach Karlsruhe, zu Lehrer Eugen Schmidt zu fahren, um uns bei ihm oder sonstwo versteckt zu halten, bis unsere Sowjetschiki fort sind oder bis die deutschen Truppen eingetroffen sind. Ich ging gegen Abend unauffällig zu Karl Schmidt nach Hoffental, dessen Bruder Reinhold uns mit seinem Fuhrwerk in der Nacht nach dem 28 Ki-

lometer entfernten Karlsruhe brachte. Lehrer Schmidt war ja nicht wenig erschrocken, als wir ihn in der Nacht heraustrommelten. Bereitwilligst wurden wir aufgenommen. Da zu ihm aber sehr häufig Leute aus dem Dorfe kamen, so wurde es für ratsam befunden, dass wir am kommenden Abend zu dem Hilfslehrer Schulz, dessen Frau, eine Tochter Theodor Krämers aus Altmontal, also eine Verwandte von mir war. Dort waren wir insofern ganz ausgezeichnet untergebracht, als außer den beiden jungvermählten Eheleuten keine Menschenseele auf dem Hofe war und auch tagsüber niemand einkehrte. Wir hatten ein Zimmer für uns, das vorsichtshalber am Tage immer abgeschlossen gehalten wurde, um uns vor Überraschungen zu bewahren – denn es war ja nicht ratsam, dass auch nur ein Bewohner von Karlsruhe – außer den wenigen schon Eingeweihten – von unserer Anwesenheit etwas erfuhr. Die anderen, als Geiseln nominierten, hatten – wie ich später erfuhr – ebenfalls in entfernteren Dörfern Zuflucht gesucht und gefunden. Als man mich in der bewussten Nacht abholen wollte, sagte meine Frau – wie verabredet – den Häschern, ich sei bereits vor zwei Tagen nach Simferopol gereist, wann ich zurückkomme, wisse sie nicht. Unsere Sowjetgewaltigen sollen recht erbittert gewesen sein, dass niemand von den beabsichtigten Geiseln gefasst werden konnte. Sie selbst rückten noch nicht gleich aus, sie hatten wohl Nachricht erhalten, dass die deutschen Truppen noch nicht so weit vorgedrungen seien, als man geglaubt hatte, was ja auch leider der Fall war. So verbrachten wir etwa zehn Tage in Karlsruhe, erhielten einige Mal kurze Nachrichten vom Hause, durch welche wir wussten, dass der Prischiber Sowjet immer noch nicht abgereist ist.

Vom nahegelegenen Bahnhof Reichenfeld traf dann einmal in Karlsruhe die Nachricht ein, dass deutsche Truppen bereits in der Nähe von Alexandrowsk sein sollen. Ich setzte nun eine richtige Ente durch Lehrer Schmidt in Umlauf – nämlich, dass Nachricht eingetroffen sei, deutsche Truppen wären bereits in Reichenfeld eingetroffen. Diese Nachricht wurde mit der Aufforderung hinausgegeben, sie schleunigst in allen Dörfern bekannt zu geben, insbesondere in Prischib selbst, wohin ein Extrabote geschickt wurde. Die Sache schlug ein, der Sowjet requirierte sofort die Anzahl der besten Gespanne – ich glaube, es waren fünf Federwagen – mit welchen alle Sowjetpersönlich-

keiten, die Strafe zu fürchten hatten, nach Berdjansk ausrissen. Nun, da die Luft in Prischib von Luft und Genossen rein war, konnten wir nach Hause zurückkehren, Mutter und mehrere der Kinder holten mich von dort ab. Wir waren jedoch kaum eine Stunde in Prischib eingetroffen, als Alarm geschlagen wurde, dass eine Bande Anarchisten von Altmontal her angerückt käme, die ersten seien bereits im Hinterdorf in die Häuser eingedrungen. Rasch packten wir alle Wertsachen, Geld und so weiter zusammen, schlossen das Haus ab und flüchteten samt und sonders, wie alle anderen Dorfbewohner, auf den Berg hinauf zur Zentralschule. Das war ein ganz zweckloses Unternehmen, denn wenn wirklich eine Räuberbande eingedrungen wäre, so hätte sie uns unter freiem Himmel ja noch viel leichter überwältigen und ausrauben können. Aber glücklicherweise war das blinder Alarm gewesen, und nachdem sich alles beruhigt hatte, kehrten alle wieder in ihre Häuser zurück.

In Anbetracht dessen, dass auf der Linie Feodorowka–Halbstadt–Tokmak immer noch flüchtende Soldaten- und Matrosenzüge passierten, von welchen auch nichts Gutes zu erwarten war, entschloss ich mich kurz, und fuhr mit dem größten Teil meiner Familie nochmals nach Karlsruh zurück, um dort einige Tage zu verbleiben, bis bestimmte deutsche Truppen im Anmarsch sind. Wir nächtigten dort, und schon am nächsten Tage traf die bestimmte Nachricht aus Reichenfeld ein, dass ein Vortrupp deutscher Eisenbahnruppen eingetroffen sei. Nun fuhren wir alle gleich wieder nach Prischib zurück. Von dort fuhr ich dann zusammen mit Karl Schmidt und Heinrich Schröder aus Halbstadt mit dem Auto zur Bahnstation Reichenfeld. Wir waren noch etwa 500 Meter von der Station entfernt, als uns eine Anzahl Militärpersonen entgegenkamen, die mit Handbewegungen uns zu verstehen gaben, dass wir anhalten sollten. Das taten wir natürlich sofort, stiegen aus und gingen den Militärs entgegen. Es waren – wenn ich nicht irre – fünf Personen, darunter der Transportführer – ein Hauptmann, dessen Name ich leider vergessen habe. Ich klärte die Herren auf, wer wir seien, und dass wir mit der Bitte gekommen seien, es möchten doch so bald als möglich deutsche Truppen bis zu uns nach Prischib-Halbstadt kommen, da wir durch die Banden und fliehenden Matrosen sehr gefährdet seien. Nachdem alles geklärt war, sagte uns der

Führer, dass alsbald einige gepanzerte Wagen mit Militär über Feodorowka auf die Tokmaker Linie geschickt würden. Wünschenswert sei, dass jemand von uns mitführe, der die Gegend gut kennt, wozu sich Schröder sofort erbot. Ferner wurde besprochen, dass zwei Offiziere mit uns im Auto nach Prischib mitfahren sollen.

Nachdem wir uns mit noch vielen anderen deutschen Militärs, von welchen fast jeder einen anderen Dialekt sprach, begrüßt hatten, nahmen wir den ganzen Zug in Augenschein, wobei wir auch sehen konnten, wie reichlich aus den nahegelegenen deutschen Dörfern Lebensmittelspenden an Offiziere und Mannschaft zugeführt und verteilt worden waren. Als dann ein Zug von mehreren Wagen mit Militär in Richtung Meodorowka-Halbstadt abgegangen war, fuhren auch wir mit zwei Offizieren in unserem Auto zurück nach Prischib. Der Jubel war natürlich dort groß, und alles aus dem Dorfe strömte zu unserem Haus, wo wir zunächst abgestiegen waren. Es gab viel zu erzählen. Die beiden Offiziere waren sehr nette, liebenswürdige Menschen, sie erkundigten sich nach allem, und waren ganz erstaunt, solche deutschen Dörfer in Südrussland vorzufinden, und sogar eine ganze deutsche Buchhandlung, was ihnen ganz besonders imponierte. Nachdem ein Imbiss eingenommen war, brachte ich die Herren nach ihrem Bestimmungsort Halbstadt, wo sie Anordnungen wegen Unterkunft für Offiziere und Mannschaften zu treffen hatten. Gegen Abend traf dann auch der Militärzug mit der Bahn ein. Eine große Menschenmenge jubelte ihnen entgegen, und Lebensmittel wurden den Soldaten in Massen ausgeteilt. Ich verteilte etwas geistige Speise unter sie, wonach sie sehr begehrt, unter anderem verteilte ich eine ganze Anzahl meines Molotschnaer Volkskalenders, worin bald eifrig gelesen wurde. Am nächsten Tage ging ein Teil des Panzerzugs weiter nach Tokmak. Das Militär hatte in Halbstadt ein Subjekt dingfest gemacht, einen buckeligen russischen Schuster, der viel Stänkereien und Angebereien während der bolschewistischen Zeit gemacht hatte. Diesen Ehrenmann nahm man mit in den Zug. Auf der freien Steppe wurde halt gemacht, und der Kunde wurde standrechtlich erschossen. Das gleiche Schicksal traf einen russischen Händler in Karlsruh, der das ganze Dorf während der Bolschewistenzeit drangsalierte. Auch er wurde fusiliert. Das waren ernste Warnungen für das noch vor-

Die Ukraine · Land u. Volk.

Das Gebiet des ukrainischen Volkes beträgt 765 000 qkm. Dies ist das Aderkulturland der Fläche Deutschlands und mehr als das Reichsland von Großbritannien.

Die Volkszahl des ukrainischen Sprachgebietes beträgt rund 40 Millionen, also ungefähr so viel wie das Frankreich.

Die Ukraine ist das reichste Land des bisherigen Rußland.

In der Ukraine liegt das berühmte Schwarzerdegebiet. Dieses erzeugt fast das ganze Ausfuhrgetreide Rußlands.

Die Ukraine war das wirtschaftliche Rückgrat der russischen Macht.

Die ukrainische Volksrepublik in ihren voraussichtlichen Grenzen



Die landwirtschaftliche Produktion der Ukraine im Frieden könnte den Bedarf der Mittelmächte sicherstellen, ihre reichen Schätze an Kohle, Erze, Salz und Petroleum würden einen Überschuß für Mitteleuropa lassen.

Bodenerzeugnisse der Ukraine im Frieden

Witserzeugnisse:

Ukraine	60 %
Übriges Rußland	40 %

Die hier gewannte Weizenart ist:

Ukraine	27 %
Übriges Rußland	1 %

Zuckerproduktion:

Ukraine	88 %
Übriges Rußland	12 %

Die Volkszahl des bisher russischen Ukrainegebietes (40 Millionen) entspricht der Gesamtzahl nachstehender Länder:

Niederlande	8 212 000	Schweden	4 600 000
Portugal	5 544 000	Schweden	3 733 000
Schweden	4 846 000	Spanien	1 200 000
Schweiz	4 683 000	und Belgien	2 810 000
Italienland	4 622 000	Italien	2 440 000

Die Fläche 765 000 qkm — gleich derjenigen der nachstehenden europäischen Länder zusammen:

Belgien	230 000	Österreich	40 000
Italienland	128 000	Frankreich	34 000
Niederlande	118 000	Japan	38 438
Portugal	82 000	Italien (europ.)	25 188
Schweden	41 308	Albanien	25 000

Der Zuwachs der Bevölkerung beträgt rund 100 000 im Jahr. Dies ist mehr als der jährliche Bevölkerungszuwachs (relativ zur Gesamtbevölkerung) aller westeuropäischen Länder zusammen.

Belgien	135 830	Italienland	1 31 000
Frankreich	28 868	Japan	80 000
Italien	58 856	Portugal	10 506
Italien, gesamt	118 000	Portugal	25 000
Spanien	100 900	Schweden	30 888

Mineralförderung der Ukraine im Frieden

Eisenerzproduktion:

Ukraine	60 %
Übriges Rußland	40 %

Stahlblechproduktion:

Ukraine	70 %
Übriges Rußland	30 %

Arbeitsproduktion:

Ukraine	98 %
Übriges Rußland	12 %

Kalkproduktion:

Ukraine	99 %
Übriges Rußland	1 %

Deutsches Plakat zur unabhängig gewordenen Ukrainischen Volksrepublik.

handene lichtscheue Gesindel. Die Deutschen fackelten nicht lange mit solchen Elementen.

Mit dem Einzug deutscher Truppen – der Eisenbahnerabteilung folgten bald Truppen des 118. sächsischen Infanterieregiments – begann sofort wieder regstes Leben in den deutschen Dörfern. Handel und Wandel kam wieder in Zug, man sah wieder frohe, freundliche, lachende Menschen. Aber nicht nur wir Deutschen freuten uns über die Anwesenheit der deutschen Truppen, die russische bäuerliche Bevölkerung war gleichfalls darüber erfreut, was sie auch rückhaltlos zum Ausdruck brachte. Es fanden sich viele, die den deutschen Truppen wertvolle Winke gaben über die Persönlichkeiten und Schlupfwinkel der die Gegend unsicher machenden Banden, gegen welche die deutschen Truppen energisch vorgingen. Manch braver deutscher Landser, der in der Nacht auf einsamem Posten stand, wurde

meuchlings ermordet. Ich erinnere mich eines Falles in Alexandrowsk, wo in einer Nacht zwei Soldaten, die die Brücke zu bewachen hatten, meuchlings erschossen wurden. Das geschah zweifellos von Mitgliedern der Machno'schen Bande²⁹ oder derjenigen, die unter der Führung eines entmenschten, blutrünstigen Frauenzimmers – der Name ist mir entfallen – gerade im Alexandrowsker Kreise ihr Raub- und Mordwesen trieben.

Das Hauptquartier der deutschen Truppen befand sich in Halbstadt, wo geeignete Räumlichkeiten freigemacht werden konnten für dessen Unterbringung. Später wurde es nach Tokmak verlegt. Wir sahen in unserem Hause tagtäglich Offiziere und Mannschaften als Gäste. Am häufigsten besuchte uns Hauptmann Bunde mit seinem Adjutanten Leutnant Kluge. Durch Vermittlung des Letzteren wurde es mir ermög-

²⁹ Nestor Machno (1888 bis 1934) war ein ukrainischer Anarchist und Führer einer nach ihm benannten Bauern- und Partisanenbewegung, die zwischen 1917 und 1922 während des russischen Bürgerkriegs in der Ukraine aktiv war.

licht, Bücher und Zeitschriften in bescheidener Menge aus Leipzig zu bekommen. Andererseits setzte von uns aus eine umfangreiche Paketsendung mit Lebensmitteln nach Deutschland ein. Wir durften 10-Kilogramm-Pakete mit Lebensmitteln in unbegrenzter Zahl durch die Militärtransporte an Verwandte, Bekannte oder an solche Personen senden, die uns von Militärpersonen genannt oder empfohlen wurden. In der Hauptsache wurde Mehl – schönes, erstklassiges Weizenmehl – geschickt, aber auch Butterschmalz, Schweineschmalz, Dauerwurst, sogar Eier wurden geschickt. Ich konnte auf diese Weise meinen guten Freunden und Bekannten in Stuttgart, Reutlingen, Leipzig und Berlin des Öfteren insbesondere Mehl schicken, und alles traf richtig bei den Adressaten ein. Wir sahen aber nicht nur Persönlichkeiten der Besatzungstruppen häufig bei uns, sondern es kamen auch Zivil- und Militärpersonen von Rang besuchsweise aus Deutschland in die Ukraine und in unsere Gegend, die sie bereisten. Mancher dieser Herren hatte früher keine Ahnung davon, dass in Südrussland eine so große Anzahl blühender deutscher Siedlungen vorhanden ist und war erstaut und angenehm überrascht von dem Gesehenen. Pastor Winkler aus Hoffnungstal im Cherson'schen Gouvernement, der sich mit Feuereifer politisch betätigte und auf allen Versammlungen, die von unserem deutschen Verein abgehalten wurden, schwungvolle, hinreißende Reden hielt, machte sich sogleich, als Lenin ans Ruder gekommen war, auf den Weg, um über Finnland nach Deutschland zu reisen und dort für das Kolonistentum in Südrussland einzutreten. Er kam auch – soviel mir bekannt auf Schmugglerwegen – über die Grenze nach Deutschland.³⁰

Als dann die Ukraine mit deutschen Truppen besetzt worden war, traf eines schönen Tages hoher Besuch aus Deutschland bei uns ein. Staatssekretär Exzellenz von Lindequist, früherer Gouverneur von Südwest- und Ostafrika, in dessen Begleitung unter anderem auch Pastor Winkler.³¹ Beide Herren wohnten über eine Woche bei uns im Hause. Ich darf ohne Überhebung sagen, dass



Hoher Besuch bei Gottlieb Schaad in Prischib: Friedrich von Lindequist (1862 bis 1945), früherer Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika.

Exzellenz von Lindequist von uns in einer Weise aufgenommen wurde, wie der Kaiser, wenn er in eigener Person erschienen wäre, nicht besser hätte aufgenommen werden können. Alles, was Küche und Keller in jener Zeit zu bieten in der Lage waren, wurde aufgetischt. Die Vorräte wie Kaviar, Stör und andere Delikatessen wurden durch Eilboten aus Berdjansk (120 Kilometer) und Melitopol herbeigeschafft. Diese Extrabeschaffungen von Lebensmitteln wurden vom deutschen Verein getragen. Dass mit diesem und ähnlichen Besuchen recht viel Arbeit im Haus zu bewältigen war, lässt sich denken. Mutter hatte alle Hände voll zu tun, trotz eines halben Dutzends Hilfskräften. Aber es war uns allen der Besuch des Staatssekretärs von Lindequist eine willkommene Gelegenheit, unser Volksdeutschtum zu bekunden, und der Besuch bleibt mir und meinen Familienmitgliedern eine dauernde, liebe Erinnerung. Ich bereiste von Amts wegen mit Sr. Exzellenz einen Teil der Dörfer an der Molotschna, wo der Gast

³⁰ Die Vorschläge von Pastor Immanuel Winkler (1886 bis 1932), die Kolonisten in Südrussland als deutsche Staatsbürger in das Deutsche Reich aufzunehmen und die Krim zu einem dauernd besetzten Kolonialstaat zu machen, wurden vom Kronrat im Sommer 1918 abgelehnt. Vgl. dazu auch die Ausführungen von Gottlieb Schaad weiter unten.

³¹ Friedrich von Lindequist (1862 bis 1945) war von 1905 bis 1908 Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika. 1917 beteiligte er sich an der Gründung der rechtsradikalen Deutschen Vaterlandspartei.

überall achtungsvoll begrüßt wurde. In Heidelberg, dem katholischen Pfarrdorf, wurde dem hohen Gast vom Pfarrer ein Empfang in der Kirche bereitet mit nachfolgendem Imbiss im Pfarrhause.

Resolution des Delegiertenkongresses der Deutschen

Vom deutschen Verein war ein Delegiertenkongress nach Prischib für den ganzen großen Kolonistenbezirk bis einschließlich der Dörfer des Jekater. und Charkow'schen Gouvernements und des Dongebiets rechtzeitig ausgeschrieben worden, wie ein ähnlicher bereits in Odessa stattgefunden hatte. Der Kongress tagte in der Prischiber Kirche, die bis auf den letzten Platz gefüllt war von mehreren Hundert Vertretern, auch der Mennoniten. Auf diesem Kongress wurden hoch politische Beschlüsse gefasst, die manchem der Kongressteilnehmer – darunter auch mir – als fantastisch erschienen, die wir aber trotzdem einstimmig annahmen. Ich lasse hier den Wortlaut dieses geschichtlichen Dokuments folgen, das niemals und nirgends veröffentlicht wurde und von dem nur ich eine authentische Abschrift besitze. Sie lautet:

„Der Delegiertenkongress der Deutschen aus dem Gouvernement Taurien Jekaterinoslaw, Charkow und dem Gebiet der Donschen Kosaken beschließt einstimmig:

- 1.) Seine Majestät der Deutsche Kaiser und die Deutsche Reichsregierung zu bitten, die deutschen Kolonisten und alle anderen deutschen Bewohner dieser Gebiete tunlichst rasch in den deutschen Reichsverband und unter den Schutz der deutschen Gesetze zu stellen. Zugleich erklären sie sich bereit, alle mit der deutschen Staatszugehörigkeit verbundenen Pflichten mit Freuden zu tragen und erlauben sich, die Bitte auszusprechen, ihre und ihrer Vorfahren hundertjährige Kulturarbeit zu verwerten, um aus dem Taurischen Gouvernement, zusammen mit der Krim ein Deutschland unterstelltes Staatswesen zu bilden und hier sie als Vorposten und Pioniere Deutschlands zu belassen; sollte dies nicht möglich sein, dann bitten sie, die Rückwanderung in das Mutterland unter deutschem Schutz einzuleiten.

- 2.) Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser und der obersten Heeresleitung den tief gefühlten Dank für die Befreiung aus schwerster Gefahr und für den gewährten militärischen Schutz auszusprechen und zu bitten, diesen Schutz uns zu belassen, bis unser Schicksal endgültig entschieden ist. Wir stellen dagegen uns und unsere Söhne völlig zur Verfügung der obersten Heeresleitung, wo es auch immer sei.

- 3.) Die oberste Heeresleitung Deutschlands und das Kriegsministerium dringend zu bitten, die kriegsgefangenen Kolonistensöhne sofort militärisch zu organisieren, um sie als Schutz für die deutschen Kolonien möglichst rasch in ihre Heimat zurückzubefördern.

- 4.) Die oberste Heeresleitung Deutschlands zu bitten, die wirtschaftliche Kraft der Kolonisten und die noch vorhandenen Vorräte an Getreide, Pferden, Schlachtvieh, Butter, Eier, Wolle usw. auszunutzen, die durch unsere Vertrauensmänner den Vertretern des Mutterlandes zugänglich gemacht werden sollen.

Das Präsidium des Kongresses: Pastor Winkler, Pater Kuhn, Dr. med. Dück.

Sekretäre: Pastor Gregorium, Pastor Deringer, Pater Jungkind“

Auf dem Odessaer Kongress war ein gleich lautender oder ähnlicher Beschluss gefasst worden, und gleichzeitig wurden dort zwei Vertreter gewählt, die in Berlin für unsere Sache wirken sollten. Es waren dies Pastor Winkler und Pater Glaser. Nun sollte in Prischib noch ein Mennonit dazugewählt werden, damit alle drei Konfessionen der Kolonisten vertreten sind. So wurde vom Prischiber Kongress auf Vorschlag der mennonitischen Delegierten Johannes Willms, Halbstadt, gewählt und gleichzeitig die Wahl der in Odessa Gewählten bestätigt. Am Schluss der Tagung hielt Herr Edmund Schmid, der auch aus Berlin mit Pastor Winkler gekommen war, einen Vortrag darüber, wie und was er während des Krieges in Deutschland für die Kolonistensache gewirkt habe. Nach diesem Vortrag stellte ganz unerwartet das Präsidialmitglied Pater Kuhn den Antrag, man möchte doch Herrn Schmid als viertes Mitglied des Vertrauensrats bestimmen, der als Redakteur eines katholischen, in Odessa erscheinenden Blattes, seit Jahren in den deutschen Kolonien des Chersoner Gouvernements lebte, und der auch in Berlin als Reichsdeutscher gute

Beziehungen habe. Wohl alle Anwesenden waren überrascht von diesem Vorschlag, da aber niemand sofort dagegen auftrat, verkündete das Präsidium, dass Schmid gewählt sei. Nun wurden wohl noch Stimmen laut, dass eine solche Zuwahl doch wohl ganz überflüssig sei, und dass damit auch die paritätische Vertretung durchbrochen würde. Auch machte ich darauf aufmerksam, dass durch diesen geplanten Zuwachs die Kosten für die Vertreter, die doch wir alle zu tragen hätten, ganz unnötigerweise noch vermehrt würden. Diese leider vereinzelt Gegenäußerungen wurden aber nicht mehr berücksichtigt, die Wahl wurde als vollzogen erklärt. Was für ein Kuckucksei man damit unserem Vertrauensrat ins Nest gelegt hatte, das erfuhren die Beteiligten erst später, als es galt, mit diesem Herrn zu arbeiten.

Wer die gehässigen Artikel seinerzeit gelesen hat, die Schmid in seiner Zeitung „Deutsches Leben“ veröffentlichte, der konnte sich denken, dass mit diesem unsympathischen Federfuchser nicht gut Kirschen essen ist. Ich werde Gelegenheit haben, später nochmals auf ihn zu sprechen kommen. Schließlich beauftragte der Kongress drei Personen, darunter mich, den Kongressbeschluss dem in Simferopol residierenden Oberbefehlshaber der Taurischen Besatzungstruppen persönlich zu überbringen mit der Bitte, diesen Beschluss an den deutschen Kaiser und die Reichsregierung weiterzuleiten. Nachdem diese Tagung beendet war, reiste von Lindequist zusammen mit Pastor Winkler im Auto, wie sie gekommen waren, nach Odessa zurück. Wir aber, die dazu bestimmt waren, brachten den Kongressbeschluss auftragsgemäß nach Simferopol. Es muss heute als ein Glück für das ganze deutsche Kolonistentum in Südrussland angesehen werden, dass dieser Kongressbeschluss niemals veröffentlicht wurde, weder in Russland noch in Deutschland. Es wäre wohl andernfalls den deutschen Kolonisten nach Abzug der Besatzungstruppen noch sehr viel schlechter ergangen, als es ohnehin der Fall war.

Reise nach Deutschland

Noch während der Anwesenheit von Lindequists und Pastor Winklers reifte in mir der Gedanke, eine Reise nach Deutschland zu unternehmen, um dort meine so notwendigen Schul-

bücher drucken zu lassen und sonstige Bücher sowie Schreibmaterialien einzukaufen, da auch hieran großer Mangel herrschte. Diesen Entschluss konnte ich umso leichter fassen, als mir von militärischer Seite gesagt worden war, dass die deutschen Besatzungstruppen voraussichtlich fünf Jahre in der Ukraine verbleiben würden, bis sich die neuen politischen Zustände hier gefestigt hätten. Pastor Winkler versprach mir zudem, dass er – nach Berlin zurückgekommen – mir sogleich die Einreiseerlaubnis auswirken werde, und dass ich diese dann durch den Vertreter des Deutschen Reichs in Kiew erhalten werde. Ich wusste damals noch nicht, wie wenig Wert Pastor Winklers Versprechungen hatten. Die Benachrichtigung aus Kiew kam und kam nicht, es verging ein Monat und mehr vergeblichen Wartens auf irgendeine Nachricht von Pastor Winkler. Da entschloss ich mich kurzerhand, machte mich reisefertig zur Reise nach Deutschland und fuhr über Jekaterinoslaw auf dem Dnjepr nach Kiew. In meiner Gesellschaft reiste auch Jakob Baitinger, Lehrer an der Prischiber Zentralschule, der auch den Versuch machen wollte, nach Deutschland zu kommen. In Kiew angekommen, war es sehr schwer, überhaupt ein Unterkommen zu finden. Nach vieler Mühe gelang es uns, in der evangelischen Kirchenschule im Schulsaal ganz primitiv auf notdürftig zusammengestoppelten Betten Schlafgelegenheit zu erhalten. Ich begab mich alsbald auf die Deutsch-Ukrainische Delegation und fragte dort nach wegen meiner Einreiseerlaubnis. Nichts war aus Berlin eingetroffen, nicht einmal eine Anfrage meinerwegen. Es würde zu weit führen, wenn ich all die Wege und Umständlichkeiten schildern wollte, die ich überwinden musste, bis ich wirklich etwas erreichte. Baitinger bekam die Geschichte sehr bald satt und reiste nach einer Woche vergeblicher Bemühungen nach Hause zurück. Ich machte nun die Gänge von Pontius zu Pilatus weiter, soll heißen von einer zur anderen der verschiedenen deutschen militärischen Stellen und zur deutschen Delegation. Bei dieser Letzteren hatte ich wenigstens so viel erreicht, dass sie in Berlin anfragte. Ich berief mich nicht nur auf Pastor Winkler, sondern auch auf Exzellenz von Lindequist. Meine Geduld wurde allerdings auf eine harte Probe gestellt. In der langen Wartezeit befreundete ich mich, soweit das möglich war, mit einigen deutschen Offizieren, und da erfuhr ich auch, dass

mehrere derselben in nächster Zeit in Urlaub nach Deutschland gehen. Es wäre also für mich eine schöne Gelegenheit geboten, mich anzuschließen. Ich trieb darum noch eifriger auf Entscheidung und endlich, ich glaube, es waren nahezu vier Wochen vergangen, traf die Genehmigung ein, gerade noch rechtzeitig genug, um mich einem liebenswürdigen Offizier – seinen Namen habe ich leider vergessen –, der in Urlaub reiste, anzuschließen.

Mit einer Bescheinigung der Deutschen Ukrainedelegation in der Tasche reiste ich am 29. Juni 1918 ab. Die Bescheinigung hatte folgenden Wortlaut: „Die Deutsche Ukrainedelegation bescheinigt, dass der ukrainische Staatsangehörige – deutsche Kolonist –, Herr Verlagsbuchhändler Gottlieb Schaad aus Prischib nach Deutschland reist, um wegen Herausgabe deutscher Schulbücher zum Gebrauch in den Kolonistenschulen Südrusslands zu unterhandeln. Angesichts des politischen Interesses, das seitens des Deutschen Reichs an der Förderung dieses Unternehmens besteht, werden die zuständigen Zivil- und Militärstellen gebeten, dem Herrn Schaad bei der Erreichung seines Reisezwecks in jeder mit den geltenden Bestimmungen vereinbaren Weise behilflich zu sein, insbesondere die von ihm mitgeführten, auf sein Verlagsunternehmen bezüglichen Drucksachen, Manuskripte und Klischees, unbeanstandet über die Grenze zu lassen. Kiew, den 28. Juni 1918. Deutsche Ukrainedelegation i. A. Mumm. Kaiserlicher Generalkonsul a. D.“³²

In Berlin eingetroffen, machte ich mich sofort auf die Suche nach unserem Vertrauensrat, Winkler, Willms und anderen, die ich auch bald auffand. Sie logierten in möblierten Zimmern, und auch ich fand dort ein Unterkommen. Wie sich herausstellte, hatte Winkler in meiner Sache überhaupt nichts unternommen. Erst als aus Kiew die Anfrage in Berlin wegen mir eintraf, erinnerte er sich an sein Versprechen. Na ja, von meinem guten alten Freunde, Johannes Willms, erfuhr ich dann so mancherlei über Winklers Tätigkeit und Lebensweise. Auch hatte ich bald selbst Gelegenheit, dahingehende Beobachtungen zu machen. Ich will nicht zu viel sagen, aber sein Berliner Leben passte schlecht zu seinem geistlichen Stand.

Ich war erstaunt, als ich einmal in seiner und anderer Gesellschaft mit in sein Stammlokal, das „Schwarze Ferkel“ – welch schöner Name schon allein – kam und dort sehen konnte, ein welch beliebter Stammgast er in diesem Schlemmerlokal war.³³ Aber ich konnte ihn nicht ganz meiden, trotzdem ich so sehr enttäuscht war von dem Berliner Winkler gegenüber dem mir in Odessa und Prischib bekannt gewordenen Pastor Winkler. Er hatte allerhand Beziehungen zu amtlichen Stellen, und das konnte mir in meinen Angelegenheiten von Nutzen sein. Kurz will ich noch bemerken, dass die Einigkeit unter unserem Vertrauensrat über die in der Kolonistensache zu ergreifenden Schritte nicht groß war. Winkler wollte stets andere Wege gehen als Willms und Pater Glaser. Das Kuckucksei Edmund Schmid hielt meistens auf seine Seite, umso mehr als nur Winkler ihn als vollwertigen Delegierten anerkannte. Die beiden anderen hielten Schmid für einen Stänker und zudem ganz unbrauchbaren Helfer bei ihren Aufgaben.

Nachdem ich viele vergebliche Wege gegangen war, gelang es mir doch mit der Zeit all die amtlichen Stellen zu finden, die ich nötig hatte, um die Erlaubnis zum Einkaufen von Druckpapier für meine Verlagsartikel, zum Druck der Bücher, und ferner, was mir das Wichtigste war, die Erlaubnis der obersten Heeresleitung zu erhalten, meine und die eingekauften Bücher als Militärgut für meine Kosten nach Südrussland zu befördern. In der Zwischenzeit machte ich auch Exzellenz von Lindequist meine Aufwartung und wurde von ihm sehr freundlich empfangen und für einige Tage später zu einem Abendessen zusammen mit Winkler eingeladen. Eine außergewöhnliche Überraschung hatte ich eines schönen Tages, als ich auf einem größeren Platz im Zentrum Berlins an einer Straßenbahnhaltestelle einige Zeit auf eine mir passende Fahrgelegenheit warten musste. Ich stand in Gesellschaft einer größeren Anzahl anderer wartender Fahrgäste, und als ich mich so etwas herumschaute, sehe ich mit einem Mal im Profil einen Herrn, der meinem Schwager Heinrich Vaatz außerordentlich ähnlich sah. Ich näherte mich dem Herrn und suchte ihn von vorne zu Gesicht zu bekommen.

³² Alfons Mumm von Schwarzenstein (1859 bis 1924) war 1917/18 deutscher Botschafter in Kiew.

³³ Das „Schwarze Ferkel“ war im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ein Treffpunkt der skandinavisch-deutsch-polnischen Künstlerszene.



Blick in das Lokal „Schwarzes Ferkel“ in Berlin.

Und: wahr und wahrhaftig, es war Heinrich und kein anderer. Ich sprach ihn kurzerhand darauf an, und er starrte mich zunächst wie entgeistert an, dann aber lagen wir uns in den Armen! Natürlich fuhr nun weder ich noch er die beabsichtigten Wege, sondern wir gingen auf kürzestem Wege in sein Hotel auf der Friedrichstraße, wo auch seine Kinder Erna und Hedi sowie Dorinka Vaatz, Mutters Schwester, und Nora waren. Da gab es nun ein großes, rührendes Wiedersehen und ein Fragen ohne Ende. Es stellte sich heraus, dass alle diese unsere Verwandten aus der Zivilgefangenschaft im Ufa'schen Gouvernement nach Deutschland entlassen worden waren und dass sie tags zuvor in Berlin eingetroffen wären. Ein außergewöhnlich glücklicher Zufall wollte es, dass wir uns in Berlin ungesucht fanden, und wir hatten uns doch so viel zu erzählen und zu berichten. Nun hatte ich ja nur wenig Zeit, mich bei ihnen aufzuhalten, ich musste doch so rasch als möglich meine geschäftlichen Sachen erledigen. Andererseits waren sich die Vaatzens nicht ganz einig, wohin sie sich in Deutschland zur Niederlassung wenden sollten. Tante Dorinka lebte ja im Jahre 1903 mit Tante Emma einmal neun Monate in Stuttgart, und so hatte sie Neigung nach Stutt-

gart zu gehen, zu derselben Familie Klein, bei welcher sie vor Jahren in Pension war. Ich konnte meinerseits nur zureden, denn in Süddeutschland, besonders in Stuttgart, hatte es auch mir immer sehr gut gefallen, zudem hatte Tante Dorinka auch noch Theodor Littig als Bekannten und Berater dort. So wurde beschlossen, dass alle Vaatzens in einigen Tagen nach Stuttgart abreisen, und dass ich sie, nachher, wenn ich auch dort eintreffe, besuchen werde. So reisten sie denn auch ab.

Als ich alles Notwendige in Berlin erledigt hatte, reiste ich weiter nach Leipzig, wo ich – wenn ich nicht irre – bei Kuhns wohnte. Von Leipzig aus gab ich meine Schulbücher in Druck, zum Teil an Böhlaus Nachfolger in Weimar, den Hauptteil aber – die Lesebücher – ließ ich in Altenburg in der Pierer'scher Buchdruckerei drucken, da eine Druckerei nicht alle mein Arbeiten in so kurzer Frist als ich es nötig hatte, ausführen konnte. Auch Einkäufe, soweit sie in Leipzig besorgt werden konnten, wurden dort gleich erledigt. Unter anderem kaufte ich dort drei Jagdgewehre, eines für Johann Ragowsky, eines für Otto Schmidt und eines für mich. Zusammen mit Luise Kuhn kaufte ich die so notwendigen Artikel wie Nähadeln, Nähzwirn, Knöpfe und viele andere Galanterie-

artikel ein, was ich alles zusammen mit einem mir von Leutnant Kluge empfohlenen Urlauber aus Leipzig nach Prischib mitschickte, da ich als Zivilperson wohl Schwierigkeiten gehabt hätte, die Gewehre in die Ukraine einzuführen. Der brave Landser hat auch alles in bestem Zustand nach Prischib gebracht, zum Dank dafür, dass ich seiner Mutter seinerzeit mehrere Male Mehlpakete und andere Lebensmittel zugehen ließ.

Von Leipzig aus besuchte ich auch Lehrer Linde in Gotha, mit dem ich geschäftliche Sachen zu erledigen hatte. Dann ging meine Reise weiter nach Stuttgart und Reutlingen. In Stuttgart besuchte ich natürlich auch meinen Freund Theodor Littig, dem ich auch mehrere Lebensmittelpakete geschickt hatte. In verschiedenen Verlagsbuchhandlungen Stuttgarts besorgte ich meine Einkäufe, fuhr dann nach Reutlingen, wo ich bei Ensslin und Laiblin einen größeren Einkauf tätigte. Auch den Familien Hebsaker, den Inhabern der Firma, hatte ich einige Mehlpakete zugeschickt, und alles ist tadellos in Deutschland eingetroffen. Ich war als Gast bei Karl Hebsaker sen. sehr liebenswürdig aufgenommen. In Reutlingen fand ich auch durch Vermittlung Hebsakers eine Buchbinderei, die in der Lage war, mir die 12000 Lesebücher in kurzer Zeit und verhältnismäßig billig zu binden, sodass es sich rentierte, die Druckbogen aus Altenburg in Sachsen zum Binden nach Reutlingen schicken zu lassen. Schließlich hatte ich auch noch einen größeren Büchereinkauf bei Karl Hirsch in Konstanz zu machen, was von Reutlingen aus in einigen Tagen gemacht werden konnte. Auf der Rückreise kehrte ich nochmals in Stuttgart ein, um mich mit den Vaatzens noch einmal zu treffen. Frau Littig, die, wie sich herausstellte, sehr geschäftstüchtig ist, redete mir sehr zu, in Stuttgart ein Haus zu kaufen, da ich ja doch wohl sehr bald ganz nach Deutschland übersiedeln würde. Sie hatte auch gleich eine große Liste verkäuflicher Objekte zur Hand, ich konnte mich aber nicht dazu entschließen, hatte auch eigentlich kein freies Geld dafür zur Verfügung, musste ich doch große Beträge für meine Bücher anlegen. Zudem merkte ich auch die Nebenabsicht dieses freundlichen Angebots und – lehnte es ab. Hätte ich damals ahnen können, dass wir tatsäch-

lich kaum ein halbes Jahr später in Deutschland sein würden, so hätte ich bestimmt ein Haus gekauft, denn dazumal konnte man sehr billig ein Haus kaufen, trotz der Zwischenstelle in der Person der Frau Littig.

Von Stuttgart kehrte ich nach Leipzig zurück zu nochmaligem mehrtägigen Aufenthalt. Mit der Transportgesellschaft Gerhard und Hey, mit der ich seit Jahren in geschäftlicher Verbindung stand, traf ich eine Vereinbarung über den Transport meiner Bücher. Dr. Max Kuhn und seine Frau waren sehr im Druck, hatte er doch unmittelbar vor Kriegsausbruch das Grundstück „Dreikönige“ auf der Petersstraße erworben und mit dem Bau eines großen Messehauses begonnen. Da er zeitweilig auch in der Etappe den Feldzug mitmachte, war es besonders für Luise sehr schwer, das ganze Unternehmen durchzuführen. Aber es gelang. Der Bau wurde unter den schwierigsten Verhältnissen ausgeführt und im Parterre das groß angelegte Café eröffnet.³⁴ Zur Finanzierung hatte er einen großen Betrag in Holland in Gulden aufgenommen, was ihm später viel Kopfzerbrechen machte, als es galt, die Schuld zum Teil abzutragen. Dass sein ganzes Unternehmen nicht schon längst zusammengebrochen ist, muss seiner großen Energie und seinem kaufmännischen Können zugeschrieben werden.

Von Leipzig kehrte ich nach Berlin zurück, von wo aus ich noch die letzten endgültigen Verfügungen über den Abtransport meiner Einkäufe traf, um dann die Heimreise anzutreten. Über meine Eindrücke, wie ich sie damals von Deutschland, das bereits nahezu vier Jahre gegen die halbe Welt den Verteidigungskrieg führte, bekommen hatte, möchte ich zusammenfassend sagen, dass ich sehr erstaunt war, trotz allem, trotz der großen Lebensmittelnot und der Entbehrungen jeder Art fast dieselbe gewohnte Ordnung und Sauberkeit im öffentlichen Leben vorfand, wie ich sie von früher her kannte. Alle Verkehrsmittel funktionierten, die Eisenbahnzüge trafen mit derselben peinlichen Pünktlichkeit ein und fuhren ab. Der Verkehr war – soweit ersichtlich – kaum geringer als in der Friedenszeit. Nur sah man weniger fröhliche Menschen als früher. Auf den meisten Gesichtern lag tiefer Ernst. Ich ließ mich

³⁴ Auf diesem Grundstück befand sich früher der Gasthof „Zu den drei Königen“. Er wurde 1915 abgerissen und an seiner Stelle das neue Messehaus Drei Könige erstellt, in dem zu den Leipziger Messen Schuhe ausgestellt wurden.



Das während des Ersten Weltkriegs fertiggestellte Messehaus „Drei Könige“ in Leipzig (Aufnahme von 1953).

auf der Reise in kein politisches Gespräch ein, als Ausländer musste ich ja sehr zurückhaltend sein. In Gesprächen mit guten Bekannten konnte ich allerdings durchhören, dass man die Hungerleiderei durch den Krieg schon reichlich satt habe. Doch war die Hoffnung auf einen Sieg nicht aufgegeben. Nun, wir deutschen Kolonisten in Russland hofften ja erst recht auf einen Sieg Deutschlands bei diesem gigantischen Völkerringen, und so kehrte ich frohen und guten Mutes nach etwa anderthalbmonatiger Abwesenheit nach Russland zurück.

Rückkehr nach Russland

Meine Familie fand ich wohlauf, doch harrte meiner eine große Überraschung: unsere Dori hatte sich mit Leutnant Hans Kluge, dem Adjutanten Hauptmann Bundes, verlobt. Da mir bis dahin gar nichts bekannt geworden war von einer intimeren Annäherung der beiden, so war ich natürlich recht sehr überrascht, vor diese fertige Tatsache gestellt zu sein. Ich hatte aber auch keinen Grund, mich dagegen aufzulehnen, soviel wir sehen konnten, war Kluge ein ganz ordentlicher Mensch mit festem Charakter, und so fand ich mich mit der Tatsache ohne Weiteres ab. Von einer öffentlichen Verlobung musste aber – den Umständen entsprechend – abgesehen werden. Im Geschäft war es sehr still, da fast gar nichts Verkäufliches vorhanden war. Bereits auf der Hinreise nach Deutschland bestellte ich in Kiew bei der deutschen militärischen Buchhandlung verschiedene Schreibmaterialien, namentlich Schiefertafeln, Griffeln, Bleifedern, Stahlfedern, Schreibhefte und anderes mehr. Da diese Artikel in Deutschland auch nicht reichlich vorhanden waren und erst bestellt werden mussten, ehe sie geliefert werden konnten, so waren sie bei meiner Ankunft noch nicht eingetroffen. Da die Verkehrsverhältnisse in der Ukraine sehr im Argen lagen, so hätte ich meine Schreibmaterialien wohl noch lange nicht aus Kiew erhalten, wenn sich nicht die Möglichkeit ergeben hätte, sie durch einen Landser als Militärgut herbeizuschaffen.

Nun hatten wir doch etwas im Laden, die Tafeln und so weiter gingen wie frische Semmeln ab, und in einigen Wochen war so ziemlich der ganze Vorrat ausverkauft, und zwar mit gutem Gewinn. Meine Bücher aus Deutschland konnten frühestens Ende Oktober eintreffen, bis dahin hatten wir es im Geschäft noch ziemlich still, sonst aber war reges Leben in den Dörfern. Die deutschen militärischen Stellen kauften in den Dörfern alles auf, was an Lebensmitteln zu haben war, und transportierten es ab nach Deutschland. Insbesondere Mehl, Butter und Eier. Bezahlt wurde mit deutschem Geld, sodass bald reichlich viel Mark in Umlauf waren. Ich kaufte zu verschiedenen Zeiten annähernd 100 000 RM auf und überführte das Geld durch die Kassenverwaltung des 16. Infanterieregiments Nr. 182 nach Leipzig auf mein Konto bei der Deutschen Bank, da ich dort große Zahlungen für Papier und Druckarbeit sowie für gekaufte Bücher und sonstige Handelsartikel zu leisten hatte. Auch wurde von den deutschen Kolonisten reichlich die achte Deutsche Kriegsanleihe gezeichnet, die zu 98 Prozent verkauft wurde. Ich selbst kaufte 10 000 Mark.³⁵

Einbürgerung ins Deutsche Reich und Kriegsende

Auch hatte sich in Prischib eine Einbürgerungskommission unter der Leitung des Bataillonskommandeurs Seyfert vom 2./182 Regiment etabliert. Junge Männer, die sich zum deutschen Militärdienst bereit fanden, wurden samt ihren Eltern zur Einbürgerung im Deutschen Reich vorgemerkt. Unser Hans war einer der ersten, die sich meldeten, und so wurden auch wir Eltern und alle anderen Kinder zur Einbürgerung eingetragen. Nachdem eine größere Anzahl militärdienstfähiger junger Kolonistenöhne sich gemeldet hatten, wurde in der Krim, in Theodosia, ein Schulungslager eingerichtet, in welchem diese jungen Leute eine vorläufige Ausbildung erhalten sollten. So verging die Zeit bei ständigem regen Verkehr mit deutschen Offizieren und Mannschaften. Es war schon Anfang November geworden, aber noch immer hatte ich keine Nachricht

³⁵ Das Deutsche Reich finanzierte einen Großteil seiner Kriegskosten über Kriegsanleihen. Insgesamt wurden zwischen 1914 und 1918 neun Kriegsanleihen ausgegeben, die knapp 97 Milliarden Mark einbrachten.

von Gerhard & Hey, dass meine Büchersendung auf den Weg gebracht worden sei. Da traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, dass die deutsche Front im Westen zusammengebrochen sei! Das war ein fürchterlicher Schlag für uns alle. Denn niemand, auch die Militärpersonen nicht, hatten an einen solchen Ausgang gedacht. Alles stand ratlos da, keiner wusste klaren Bescheid. Bald aber kam dann die zweite Hiobspost, dass nach den Waffenstillstandsbedingungen die deutschen Besatzungstruppen die Ukraine sofort räumen müssten.³⁶

Nun erst wurde uns die ganze Größe des Geschehenen bewusst. Schutzlos würden wir jetzt wieder dem bolschewistischen Pöbel gegenüber dastehen. Es wurde hin- und herberaten, auch mit Militärpersonen, was wohl am besten zu machen wäre. Man plante einen Selbstschutz der Kolonisten, und ein älterer Herr der Besatzungstruppen, Major Stockmayer – wenn ich nicht irre, ein Stuttgarter – bot sich an, in der Ukraine zu bleiben und den Selbstschutz zu organisieren. Auch mehrere jüngere Offiziere und Soldaten meldeten sich zum Verbleiben. Wir waren natürlich sofort dazu bereit, und es wurden auch alsbald Maßnahmen ergriffen zur Bildung einer Schutztruppe. Man versprach uns auch von militärischer Seite Gewehre und eine Anzahl Maschinengewehre und Munition zu überlassen. Major Stockmayer, der zuerst bei uns im Haus logierte, stellte sich leider bald als fanatischer Sonderling heraus, sodass wir zu seinem Organisationstalent kein großes Vertrauen haben konnten. Die Zeit verstrich, es wurden Pläne entworfen und verworfen – zum Beispiel wollte Stockmayer eine Brieftaubenpost als erste Maßnahme einrichten, was uns als ein ganz ungeeignetes Mittel erschien, das zudem aus Mangel an Tauben gar nicht ausführbar war. Inzwischen war er ins Gebietsamtsgebäude umgezogen, wo ihm einige Zimmer zur Verfügung gestellt werden konnten – und dort plante er nun weiter. Ich zog mich von der Sache mehr und mehr zurück, da genügend junge Männer vorhanden waren, auch gediente Kolonistensöhne, die sich dieser Angelegenheit annahmen.

Ausreise nach Deutschland

Mittlerweile rüsteten die Besatzungstruppen zur Abreise in die Heimat. Ich hörte von verschiedenen Seiten, dass sich Familien gemeldet hatten, die mit den Truppen nach Deutschland abreisen wollten, mir aber lag dieser Gedanke ganz fern. Doch nun meldete sich Leutnant Kluge mit der dringenden Aufforderung, wir sollen mit ihrem Transportzug nach Deutschland mitreisen, denn gerade wir, die wir das Zentrum des Verkehrs für die deutschen Militärpersonen waren, seien am meisten gefährdet, wenn die Truppen abgezogen sind; denn das werde uns nicht vergessen von russischer Seite, dass ich im Besonderen den Besatzungstruppen mit allen verfügbaren Mitteln Beistand geleistet habe. Diese Argumente waren durchaus zutreffend, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen, mit der ganzen Familie abzureisen. Ich wollte doch an Ort und Stelle bleiben und meinen Leuten mit Rat und Tat zur Seite stehen. Ich schlug darum vor, dass ich mit Hans in Prischib bleibe und alle anderen mit Hauptmann Bundes Transport nach Deutschland abreisen sollten. Ich dachte so: Wenn es wirklich ganz schiefgeht, und ich in Gefahr komme nach der Abreise der deutschen Truppen, so kann ich letzten Endes zusammen mit Hans in die Krim retieren und mich dort bis zu einer Wendung versteckt halten, denn dass die Ukraine unter Skoropadskyj³⁷ nicht bolschewistisch würde, war ja anzunehmen, und vielleicht – so argumentierte ich – wird es durch den Selbstschutz gelingen, die Räuber- und Mörderbanden uns vom Halse zu halten. Doch nun kamen meine Frau und Kinder mit ihren Einwendungen, dass sie ohne mich doch gar nicht wussten, sich in Deutschland einzurichten. Entweder wir bleiben alle in Prischib, oder wir reisen alle ab nach Deutschland. Auch vonseiten anderer Offiziere unserer näheren Bekanntschaft wurde mir ganz eindringlich geraten, mitabzureisen, sie seien überzeugt, dass es gerade mir und meiner Familie schlecht ergehen würde, wenn wir hier bleiben. Die Zeit der Abreise für Hauptmann Bundes Transport rückte immer

³⁶ Einer der maßgeblichen Punkte des Waffenstillstands von Compiègne am 11. November 1918 war die Annullierung des Friedens von Brest-Litowks mit Russland. Allerdings blieben deutsche Truppen noch bis März 1919 in der Ukraine, um im Auftrag der Entente die Ausbreitung Sowjetrusslands zu stoppen.

³⁷ Pawlo Skoropadskyj (1873 bis 1945). Zaristischer General, Großgrundbesitzer und ukrainischer Politiker. Während des Ersten Weltkriegs von den Deutschen als Staatsoberhaupt des Ukrainischen Staates eingesetzt.

näher. Leutnant Kluge drängte zur Entscheidung, denn es müsse noch vom Generalkommando die Erlaubnis zur Mitreise für uns eingeholt werden und so weiter. Nach schweren inneren Kämpfen und reiflicher Überlegung willigte ich schließlich ein.

Es waren nur noch einige Tage bis zur Abreise geblieben. Nun setzte eine fieberhafte Tätigkeit im Hause ein. Da wir der bestimmten Ansicht waren, dass wir längstens nach einem halben Jahr wieder zurückkehren könnten, so nahmen wir nur das Allernotwendigste – Sommerkleider gar keine – und Wäsche mit sowie einige Kissen, Decken, Rosshaarmatratzen und alle Pelze, da es ja in den Winter hineinging. Ferner wurden die vorhandenen Schweine geschlachtet, um Schmalz und Wurst mitzunehmen. Auch sonst wurde alles, was an Lebensmitteln, die man mitnehmen konnte, vorhanden war, eingepackt und mitgenommen; denn das wussten wir ja, dass in Deutschland die Lebensmittel sehr, sehr knapp waren. Ich hatte auch noch Gelegenheit, einige Pud gesalzenen Speck – Salo – einzukaufen sowie ein Kiste Seife, um diese mitzunehmen.

Meinem langjährigen Angestellten Franz Romacker erteilte ich Vollmacht zur Verwaltung meines Hab und Guts bis zu unserer Rückkehr, da meine Schwester Emma auch mit uns ausreisen sollte, so hatte ich sonst niemanden, den ich mit der Verwaltung meines Vermögens betrauen konnte – musste es doch jemand sein, der vertraut war mit meinen geschäftlichen Angelegenheiten. Ich ordnete, so gut es in der kurzen Zeit möglich war, alles an und gab dem Franz Anweisungen, wie er unter Umständen handeln solle. Als wir dann aber bald abreisen sollten, da ent-

schloss Schwester Emma sich, doch in Prischib zu bleiben, da Schwester Lebrechtine Huth mit Mann und Familie auch nicht abreisen wollten. Huth war der nicht abwegigen Ansicht, dass ihm als Reichsdeutschen geringe Gefahr drohte, er war verschickt gewesen und hatte so gut wie keine Beziehungen zu den Besatzungstruppen gehabt. Nun hatte ich aber doch dem Franz bereits notarielle Vollmacht erteilt, die konnte ich ihm nicht wieder abnehmen, auch war keine Zeit, um nochmals nach Tokmak zu fahren und beim Notar an Emma eine Vollmacht ausstellen zu lassen. So blieb Franz der Bevollmächtigte.

Nachdem wir so zwei Tage und drei Nächte rastlos geschuftet und gepackt hatten, wobei manches zurückblieb, was hätte können mitgenommen werden, kam der Tag der Abreise. Abschiedsbesuche konnten wir so gut wie keine machen, doch kamen unsere nächsten Freunde und guten Bekannten zur Verabschiedung zu uns. Mir wurde die Abreise überaus schwer. Nicht der Umstand, dass ich Hab und Gut sozusagen seinem Schicksal überlassen musste, machte mir den Fortgang schwer, denn ich hänge nicht am Mammon. Aber sehr, sehr schwer fiel es mir und bedrückte meine Seele, dass ich gezwungen war, die deutschen Kolonien zu verlassen in ihrer größten Not – in einer Not, die ich in ihrer Größe kommen sah, die abzuwenden ja allerdings auch ich nicht die Macht gehabt hätte. Obwohl in meinem Unterbewusstsein eine Ahnung schlummerte, dass ich unsere südrussische Heimat niemals mehr in meinem Leben wiedersehen würde? Damals jedenfalls empfand ich es nicht.

[Fortsetzung folgt]